Aus Nord und Süd.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Jahrgang 1905.



Herrnhut.
Verlag der Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität.

Inhalt

von „Aus Nord und Süd“, Jahrgang 1905.

I. Allgemeines.

II. Missions-Erzählungen und -Schilderungen.

1. Amerika.

2. Afrika.

3. Asien.

4. Australien.

III. Abbildungen.





Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 1. Januar 1905 6. Jahrgang.

Betet für uns!

Zweimal bittet der Apostel Paulus ein und dieselbe Gemeine: Betet für uns! So im ersten Brief an die Thessalonicher Kapitel 5, Vers 25 und 2. Thessalonicher 3, Vers 1. Wenn dieser größte Heidenmissionar es wünschte und bedurfte, daß die Gemeine, die ihn ausgesandt hatte, ihn und seine Arbeit mit ihrem Gebet begleitete und stützte — wie viel mehr alle anderen Missionare! Und so tönt es denn beim Eintritt in ein neues Jahr mit seinen Sorgen und Nöten vom Lande der Eskimo und Neger und Indianer und Kaffern, ja von überallher: Betet für uns! So ruft der Missionar, der in Alaska oder Labrador im Hundeschlitten gefahrvolle Reisen ausführt bei grimmer Kälte; so bittet ein anderer, der in seiner Einsamkeit im Himalaya alle Sorgen allein tragen muß; so ruft der australische Sendling, der eben erst mitten unter den Wilden sein Zelt aufgeschlagen hat; so ruft es aus Suriname, wo das Fieber den Europäer schwächt; so tönt es aus Ostafrika, wo das Evangelium fröhlich vorwärtsschreitet und sich die Heiden zur Taufe drängen; so bitten auch unsere Moskito-Brüder, die in unsicheren Zeiten leben. Und aus dem Himmel bestätigt es der liebe Gott und spricht: „Sie alle haben es nötig“ und verheißt sogleich: „Des Gerechten Gebet vermag viel.“

In einer Kaffernschule auf der Station Enon fragte der schwarze Lehrer die Mädchen: „Betet ihr auch?“ Da antwortete eines: „Ja, ich bitte den Heiland, daß er mir das Herz auftue, sein Wort zu hören“ und ein zweites: „Ich bitte, daß der Heiland dem Lehrer in der Kirche das rechte Wort gebe zu reden“ und ein drittes: „Ich bitte, daß noch viele Heiden bekehrt werden möchten.“ Und das sagten sie so kindlich, daß kein Zweifel war, sie sprachen die Wahrheit. Nun, da wollen wir nicht zurückstehen. Wir wollen beten: „Herr, stärke unseren Missionaren die Gesundheit, behüte sie vor Gefahren, schütze ihre Familien, tröste sie in der Einsamkeit, nimm ihre Sorgen ab, führe ihnen Scharen von empfänglichen Heiden zu, halte von den Christen Versuchungen ab, gib viele Mittel und Kräfte für dein Werk, ja, laß dein Reich kommen in alle Welt!“ Und was wird die Wirkung sein? Ein Surinamer Missionar schrieb vor kurzem: „Als sich letzthin zwei Heiden zur Taufe meldeten, war mir klar: das geschah, weil einige Herrnhuter für sie gebetet hatten.“ So können auch wir in der Heimat helfen, Mission zu treiben.

Weihnachtsfreude und Neujahrsfeier im Urwald.

Einer unserer ersten Negergeistlichen in Suriname, Daniel Yveraar, angestellt auf der Buschlandstation Botopasi, schildert uns, wie er mit seinem Amtsbruder Valius, der in dem Nachbardorfe Futunohakaba Gottes Wort verkündigt, zusammen im Jahre 1903 Weihnachten feierte und welches Entzücken

der erste Christbaum hervorrief: Br. Valius und ich hatten uns vorgenommen, die Festtage zusammen zu feiern, daß nicht einer in Futunohakaba und der andere hier allein feiern müsse. Am 22. Dezember abends wollten wir mit den Geschwistern in Futunohakaba die Christnacht und am Tage darauf das Weihnachtsfest feiern. Diesen Beschluß zeigten wir den Gemeinen an und forderten die Geschwister von Botopasi auf, mit uns dorthin zu gehen. An diesem Tag ließ uns der Herr ein Wunder erleben. Es sah sehr nach Regen aus; der ganze Himmel war schwarz, sodaß wir an Aufbruch nicht denken konnten, aber, hätten wir den Regen abwarten wollen, dann würden wir Futunohakaba nicht mehr beizeiten erreicht haben. Doch sieh! die schwarzen Wolken verzogen sich, und der Herr schenkte uns schönes Wetter für die Fahrt. Die Geschwister von Futunohakaba freuten sich sehr über unser Kommen, nur der Br. Paulus Anake nicht. Dieser hatte es übel genommen, daß die Ankunft der beiden Brüder ihm nicht direkt gemeldet worden war; er spielt nämlich im Dorf eine große Rolle und wird fast als Gott verehrt. Dann geschah wieder ein Wunder. Wir hatten alles zur Christnacht zurecht gemacht in einem neuerbauten Hause, welches zwar noch kein Dach hatte, aber schön geräumig war. Da zogen wieder schwarze Wolken auf, und wir glaubten bestimmt, die Christnacht würde nicht gehalten werden können. Doch ging zuerst alles gut. Wir zündeten die Lampen und Kerzen an; eine große Menge Leute in weißen Kleidern war versammelt. Nach dem Gesang einiger Verse redete ich über die Weihnachtsgeschichte. Ich ermahnte die Gemeine, nur in der Krippe zu Bethlehem ihren Heiland zu suchen, der sie von ihren Sünden und aus der Hand des Teufels und vom Tode erlöst hat, und daß sie nie Hilfe bei Menschen suchen, auch niemand anbeten sollten, als nur das Christkind. Hierauf folgte Gebet und vierstimmiger Chorgesang: „Die Engel preisen den Herrn!“ Wie war das erhebend nnd schön! Als die Sänger aber den zweiten Vers anstimmten, goß es plötzlich derart vom Himmel, daß wir alle flüchten mußten und triefend naß nach Hause kamen. Doch konnte dieser Zwischenfall die Freude in unsern Herzen nicht stören; wir waren dankbar, daß wir mit der Hauptsache fertig waren, ehe der Regen uns auseinander trieb. Selbst Paulus Anake meinte, es wäre sehr, sehr schön gewesen. Es tat ihm leid, daß der Regen unsre Feier gestört hatte. Den nächsten Morgen, am 23. Dezember, hielt Br. Valius die Predigt über Luk. 2, 1—14. Er sprach auch sehr schön. Vor und nach der Rede sang der Chor wieder so schön, daß die Leute noch lange hätten zuhören wollen. Nach der Kirche setzten die Leute von Futunohakaba uns noch etwas zu essen vor; dann verabschiedeten wir uns von ihnen, nicht ohne uns versprechen zu lassen, daß sie auch zu unsrer Weihnachtsfeier nach Botapasi kommen würden. Dort wartete unser viel Arbeit. An



Ein Negerdorf im Surinamer Buschland.

dem Tage unsrer Abfahrt nach Futunohakaba war gerade ein Boot hier angekommen mit Sachen aus der Stadt Paramaribo und von Europa. Bei unsrer Rückkehr fanden wir nun zu unsrer größten Freude eine lange schmale Kiste mit unsrer Adresse vor. Als ich die sah, sprang ich vor Freuden in die Höhe und klatschte in die Hände und sagte: „Das ist aus Europa; das habe ich erwartet!“ Aber ich sagte niemand, was darin sei. Nur meine Frau und ich kannten den Inhalt, es war nämlich ein Christ- oder Bethlehemsbaum. Am 24. Dezember machten die Dienerbrüder und -schwestern die Kirche zur Christnacht zurecht und stellten Lampen und Kerzen auf. Um $^1/_2$6 Uhr öffneten meine Frau und ich die Kiste und schmückten den Baum. Das war etwas über alle Beschreibung Schönes. Meine Frau sah zum ersten Mal etwas derartiges. Ich hatte schon früher einmal einen Christbaum bei Br. Renkewitz in Rust en Vrede gesehen; aber der unsrige war viel schöner. Wir riefen Br. Valius und seine Frau,

sie möchten schnell kommen, um etwas Schönes zu sehen. Als sie den Baum sahen, schrieen sie vor Freude und Entzücken. Wir erlaubten sonst niemand, ihn vorher anzusehen. Als wir mit Putzen fertig waren, war es auch Zeit, uns für die Kirche zurecht zu machen. Mit dem letzten Glockenschlag, als schon alle Leute versammelt waren, trug Br. Valius den Baum hinein. Die ganze Gemeine drehte die Köpfe herum, und mit Freudengeschrei begrüßten sie den Baum. Die Dienerbrüder verwiesen die Leute vergebens zur Ruhe und zum Stillsitzen; sie konnten nicht anders, als ihre Freude laut zum Ausdruck zu bringen. Das war eine rechte, freudenbringende Christnacht. Ich hielt die Versammlung, auch die Predigt am ersten Feiertag. Die Kirche war gedrängt voll, faßte aber bei weitem nicht alle Zuhörer. Das Wetter war sehr schön, so konnte ein Teil draußen stehen. Ebenso wie die Jünger des Herrn ihn nach seiner Auferstehung am See Tiberias erkannten und sagten: „Es ist der Herr!", so war es auch bei uns in diesen Festtagen. Der Chorgesang war auch sehr schön, und überall herrschte große Freude. Am 25. Dezember abends bekamen die Kinder ihre Wachslichter, nachdem sie ihre Weihnachtsgeschichte in Form von Frage und Antwort aufgesagt. Das war wieder ein schöner Weihnachtsabend, ebenso der folgende, wo zwischen 4 und 5 Uhr für die ganze Gemeine Liebesmahl stattfand. Die Liebesmahle hier oben sind viel schöner als in Gansee, weil hier alles so still und feierlich zugeht ohne Geschwätz. Abends 7 Uhr beschlossen wir die Feiertage in der Kirche. Nun sind die Festtage vorüber, aber die Weihnachtsgeschichte, all die Freude und der Segen werden unvergessen bleiben.

In den Tagen, die nun folgten, faßte ich einen Jahresbericht ab, um ihn den Leuten am Abend des letzten Tages vorzulesen. An diesem Abend läuteten die Glocken um 11 Uhr, und um ½12 Uhr versammelten wir uns in der Kirche, um gemeinsam und mit Gebet ins neue Jahr einzutreten. Wir sangen einige Verse und lasen dann die Psalmen 90, 103, 104 und 105. Wir waren mit Lesen noch nicht fertig, da zeigte die Uhr auf 12. Ich begann auf dem Harmonium zu spielen: Kommt alle, öffnet eure Herzen. Die Gemeine erhob sich, die Glocken läuteten, und ein Kanonenschuß zeigte das neue Jahr an. Br. Valius beschloß den Gottesdienst. Dieser Jahresschluß hat auf uns alle einen tiefen Eindruck gemacht und uns das Gefühl von der Größe Gottes gegeben, der alles, auch die Zeit, geschaffen hat. Nun gratulierten wir uns zum neuen Jahr und zogen uns noch zu halber Nachtruhe zurück. Am Morgen des 1. Januar 1904 hielt Br. Valius die Predigt, worauf ich die Leute ermahnte, das neue Jahr wie Christen zu begehen. Sie waren gehorsam und baten uns, sie von Allem zu befreien, was sich für einen Christen nicht ziemt. Diese Bitte erfreute uns sehr, und so haben sie Neujahr auch würdig nach Christenart gefeiert. Zu Mittag kamen wir alle unter einem Manjabaum zusammen, verzehrten dort unser mitgebrachtes Essen und sangen einige Verse. Kein Tanz, wie an anderen Orten, war zu hören. Sonntag, den 3. Januar, war der letzte Feiertag; am folgenden Tag ergriffen wir alle wieder unsere Arbeit.



Ein Kaffernpastor (P. Mazwi in Elukolweni).

Ein Kaffernpastor.

Ein wunderlicher Gesell, denkt ihr. Statt „hoch zu Roß" stolziert er „hoch zu Ochsen" durch das Land. Im Kaffernlande aber ist dies nichts so ganz Ungewöhnliches. Nicht, daß es dort keine Pferde gebe. Unsere Missionare besuchen ihre weit zerstreut liegenden Außenstationen alle zu Pferd. Auch der Reiter auf dem Bilde hatte ein Roß, es war ihm aber zu teuer, und da mußte er es mit einem Ochsen vertauschen; er hofft aber im stillen, daß ihm die Mission wieder zu einem besseren Reittier verhelfen wird. Warum denn die Mission? Nun, wir haben auf dem Reittier nichts Geringeres vor uns als einen Missionar. Petrus Mazwi heißt er; seit einigen Jahren hat er die Weihe zum kirchlichen Amt empfangen und bedient nun als Pastor unsere Kafferngemeine Elukolweni. Das ist eine blühende

Gemeine, gewonnen aus den wildesten Stämmen der Kaffern. Und in einer entzückenden Landschaft liegt der Ort, versteckt und eingekettet in den Bergen. Das Missionshaus steht am Fuß des gewaltigen Dschumblabergs, der tiefgeschnittene Schluchten und Täler aufweist, die vielfach mit prächtigen Waldungen geschmückt sind. Straßen gibt es dort nicht. Wer schnell vorwärts kommen will, muß ein Reittier besteigen. Bruder Petrus tut das, denn er ist treu in seinem Amt und will daher alle seine Kirchkinder in ihrem Heim aufsuchen. Ein Buch — wohl die Bibel — hält er in der Hand, und die Reisetasche hängt ihm auf dem Rücken. Und wie sieht es denn in seinem eigenen Hause aus? Ihr würdet staunen, wie nett Frau Clara da schaltet und waltet. Von Schwester Baudert hat sie es gelernt, bei der war sie früher lange Zeit Dienerin. Jetzt hält sie alles selbst gut in Ordnung, kocht gut und bewirtet auch Gäste mit allem Anstand und Geschick einer weißen Predigersfrau. „Glück auf die Reise" dem trefflichen Reiter! Er leuchte noch in viele Kaffernkraale mit dem Licht des göttlichen Wortes hinein!

Im Schneesturm verirrt. (Labrador.)

Bruder Albert Martin erzählt folgendes nicht ganz ungewöhnliche Erlebnis aus dem vergangenen Winter: An einem sonnenhellen Wintermorgen (Montag, 8. Februar) verließen wir, mein Fuhrmann und ich, mit unsrem Schlitten, dem 12 Hunde vorgespannt waren, die Station Nain, um nach Hoffenthal zu reisen. Die Entfernung zwischen beiden Orten beträgt in der Luftlinie ungefähr 150 Kilometer, also etwa soviel wie die Länge des Königreichs Sachsen. Bei günstigem Wetter und guter Bahn wird sie mit dem Schlitten meist in zwei Tagen zurückgelegt. Die Bahn war gut, die Hunde griffen munter aus, und rasch glitt unser Schlitten über die Eisfläche dahin. Um die Mittagszeit passierten wir bereits die Gegend des einstmaligen Zoar und hofften, unser Tagesziel, Davis Inlet, eine Station der Hudsons-Bay-Handelsgesellschaft, noch vor Anbruch der Abenddämmerung zu erreichen. Doch schon fing der Himmel an, sich zu umziehen, es dunkelte, schwarze Wolken hüllten die Bergspitzen ein, es war schlechtes Wetter im Anzug. Noch hofften wir, vor Ausbruch desselben unser Ziel zu erreichen. Da brach in vereinzelten Stößen der Sturm los. Dichtes Schneetreiben erfüllte sogleich die Luft, und von der Insel, die wir eben noch zur Seite gehabt, war nichts mehr zu sehen. Zwar suchten wir mit Hilfe des Kompasses die Windrichtung festzustellen, doch kaum war dies möglich; und bald war es so düster, daß wir den Kompaß nicht mehr erkennen konnten. Wir bemühten uns, die Richtung vor dem Sturm innezuhalten; ob es uns freilich gelang, konnten wir nicht beurteilen. So fuhren wir eine Zeit lang in dem Wetter dahin; schon fingen die Hunde an, stehen zu bleiben, sich niederzulegen und müssen mit der Peitsche aufgetrieben werden. Da sehen wir vor uns einen dunkelen Fleck. Es ist ein Felsblock; gottlob! also Land. Welches freilich, — ob Festland, ob eine Insel und welche, — das wußten wir nicht. Wohl fuhren wir ein Stück bald nach dieser, bald nach jener Richtung, um ausfindig zu machen, wo wir uns befänden. Doch es war vergeblich; nichts konnten wir in dem dichten Schneetreiben erkennen. So hielten wir an und versuchten, ein Schneehaus aufzurichten. Ein kleines, enges Hüttchen nur war es, welches wir endlich mit Mühe zustande brachten, während der Schneesturm tobte. Dahinein brachten wir unser Gepäck, nachdem die Hunde ausgespannt und gefüttert worden waren; dort fanden auch wir selbst Schutz vor dem Wetter. Um Mitternacht ließ der Wind nach, wir krochen hinaus und hielten Umschau. Hier und da zerriß das Gewölk, einzelne Sterne wurden sichtbar, wir konnten die Umrisse des nächsten Landes sehen, der nächtlichen Dunkelheit wegen jedoch war es dem Fuhrmann unmöglich, festzustellen, wo wir uns befanden. Die Pause im Sturm benutzten wir, um uns nach Holz umzusehen. Glücklicherweise fanden wir im Schnee einige Baumstumpfe, an denen trockene Äste hingen. Damit konnten wir ein Feuer machen, Wasser kochen und so einen Trunk warmen Tees bekommen. Dann legten wir uns in unserm Schneehaus nieder, um einige Stunden zu ruhen. Als wir erwachten, hörten wir erneutes Toben des Sturmes, und als wir Ausschau hielten, konnten wir nur feststellen, daß das Wetter noch schlimmer war, als am gestrigen Tag, und daß es unmöglich sei, weiter zu reisen. So mußten wir schon in unserem Hüttchen aushalten. (Schluß folgt.)

Rätsel.

Das erste war ein brauchbar Naß, — Doch jetzt ist's fest, sprengt Topf und Glas. — Das zweite bricht mit kühner Hand — Der Forscher sich durch fremdes Land. — Das glatte Ganze bringt Vergnügen, — Auch sieht man manchen darauf liegen. Else Lahme-Berlin.

Mk. 9.— in der Sonntagsschule zu Guben gesammelt von G. Noack und T. Scholkmann. Mk. 1.20 aus der Missionsbüchse der Geschwister Ernst, Helmut, Clara, Johanna Schmidt in Jägerndorf, Kreis Brieg. Mk. 10.— von den Tagesschülerinnen der Mädchenanstalt Neuwied durch Fräulein Stuckart.

Aus der Knabenanstalt in Niesky durch Br. H. Kluge daselbst von Nr. 1 Mk. 10.60, von der ganzen Anstalt Mk. 30.—, von einem früheren Zögling Mk. 4.—, do. Mk. 2.—, do. Mk. 3.—, do. Mk. 0.80. = Mk. 50.40.

Dankend erhalten **Missions-Verwaltung, Herrnhut.**

☛ Wer wirbt **neue Abnehmer** unseres Blattes? Probeblätter versendet die **Missionsbuchhandlung Herrnhut** umsonst. —— Einbanddecken à 30 Pfg. für Jahrgang 1904. ——

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 2. Februar 1905. 6. Jahrgang.

Patriotische Festfeier in Paramaribo.

Besuch des deutschen Kanonenboots „Panther“ am 2. September 1904.

Nach einem Brief der Schw. Prellwitz in Beekhuizen.

Wir kommen von Kaisers Geburtstag her. Soeben, am 27. Januar, feierten wieder einmal alle Deutschen mit Stolz das Gedächtnis des Tags, da Gott ihnen den Kaiser gab, um den sie viele Völker beneiden.

Auch auf der Mission wird die Vaterlandsliebe gepflegt. Sie ist eines Christen Pflicht. Es gibt aber Tage, wo der Patriotismus besonders mächtig durchbricht. Von einem solchen wollen wir heut aus Suriname hören.

1. Feier in Beekhuizen.

Am 31. August begeht die junge Königin von Holland ihren Geburtstag. Da feiern natürlich alle ihre Untertanen auch in Suriname mit. Wie sie es tun, erzählten wir vor zwei Jahren. Auch im letzten Jahr war ganz Paramaribo auf den Beinen. Auch Schw. Prellwitz' drei Kleinen, Herbert, Hilda und Grete, mußten dabei sein. Mit der Dienerin durften sie in die Stadt (Paramaribo) fahren, und abends 1/2 8 Uhr erst kamen sie todmüde zurück, aber übervergnügt, denn sie waren Karussel gefahren, hatten Eislimonade getrunken, Eiscreme gegessen und was weiß ich mehr.

Ein noch größerer Festtag aber sollte in diesem Jahr der zweite September werden, der Tag, an dem allen Deutschen das Herz höher schlägt. Heut galt die Begeisterung aber nicht nur dem Andenken an die glorreiche Waffentat unserer Heere vor Sedan, heut brachte ein ganz besonderes freudiges Ereignis das Blut in Wallung. Ein deutsches Kriegsschiff war eingelaufen, und wenn es auch nur das „Kanonenboot“ „Panther“ war, also eines der kleinsten Kriegsschiffe, so war es eben doch ein Stück deutscher Heimat, und es war eben grade der „Panther“. Der hat eine Berühmtheit erlangt durch sein geschicktes Eingreifen auf den westindischen Inseln vor ein paar Jahren. Der Kaiser beglückwünschte damals die Besatzung mit einem Telegramm „Bravo Panther“. Was nur Augen und Beine hatte, stürzte in die Stadt, und Beekhuizen war wie ausgestorben.

Doch das erst am Nachmittag. Am Vormittag sammelten sich um so mehr Leute auf der Missionsfarm. Zwei Missionsschulen aus der Stadt machten einen Spaziergang nach Beekhuizen. Diejenige von Wanika, 200—250 Kinder stark, rückte schon um sieben Uhr ein. Mit Fahnen in der Hand sangen sie ihre Lieder und vergnügten sich nach Herzenslust. Dann stürzte alles nach Wasser, denn auf dem Marsch hatten sie tüchtig Staub geschluckt, und erfrischt ging es dann in die Kakaoplantage und zum Spiel. Um acht Uhr vermehrte sich die Schar um 500 Kinder. Die kamen aus der großen Stadtschule.

Auch sie brachten ihre Fähnchen und eine „wundervolle" Musik mit. Drei Polizisten hielten mit Stöcken in der Hand die Ordnung aufrecht, denn manch ungebetener Gast suchte auch noch ins Hoftor einzudringen.

Klassenweis lagerte sich die Schar, und bald schmausten die Hungrigen ihre Brötchen und tranken Saft mit Eis. Sobald aber die Musikanten zu spielen begannen, sprangen sie auf und tänzelten rund herum, daß man sie vor Staubwolken fast nicht mehr sehen konnte. Als alles im besten Tummeln war, fuhren drei Wagen vor mit Offizieren vom „Panther", die sich die Farm ansehen wollten. Das gab einen Spaß, als sie die jubelnden Kinder sahen! Um zehn Uhr machte sich dann die eine, um elf Uhr die zweite Schule wieder auf den Weg. Es fährt ja nun von der Stadt ins Land hinein eine Eisenbahn! Und die fährt dicht bei Beekhuizen vorbei. Da mußten doch die kleinen Schwarzen das Ungetüm von Lokomotive von Nahem sehen. Und was war's? Als sie hinkamen, hatte man den Kessel geheizt, der Dampf puffte schon zur Seite heraus, die Kinder durften aufsteigen, und fort ging's ein langes Stück durch Felder und Urwald — eine herrliche Spazierfahrt! Um ein Uhr langten beide Gesellschaften wieder in der Stadt an. War das ein schöner Ausflug gewesen! — In Beekhuizen aber gab es tüchtig Ordnung zu schaffen. Da lagen in Hof und Garten leere Flaschen, Gläser, Papiere, Eimer, Fahnen u. s. w. herum. Die mußten nun wieder in Zimmer und Schrank wandern und an ihren gewohnten Plätzen geborgen werden.



Unser Lehrerseminar in Mvenyane (Kaffernland).

2. Gartenfest, Pantherbesichtigung, Schiffsgottesdienst.

Nun kam der Abend. Schw. Prellwitz wollte doch nach der Arbeit des Vormittags auch ihre Festfreude haben. Sie fuhr mit Geschw. Freytag in die Stadt. Und was gab es da zu sehen! Lauter stramme, deutsche Soldaten, schmucke Offiziere und die kräftigen „blauen Jungen", die Marinemannschaften des „Panther". Kriegerisch also sah die Gesellschaft aus, und doch feierten die Missionare und ihre Familien ein friedliches Beisammensein mit ihnen. Die Leitung des Missionsgeschäfts der Brüdergemeine in Paramaribo hatte sie zu einem Gartenfest eingeladen. Der Garten war schön geschmückt mit Papierlaternen, 200 Lampions, mit Fahnen und Grün. Die Kaiserbüste stand im Hintergrund in Palmenschmuck. An Tischen nahmen die Teilnehmer Platz, unter denen sich auch der deutsche Konsul befand. Auch die Schiffskapelle zog auf. Zu genießen gab es Bier (eine große Seltenheit in den Tropen), belegte Brötchen und Zigarren. Und nun wurden Festreden gehalten von den Brüdern Beck, Hellström und Voullaire, und „Hochs" wurden ausgebracht auf den Kaiser, auf die Gäste, auf den Panther und auf die Missionare. Selbst in Poesie verherrlichte man den Tag und seine Bedeutung. Die Matrosen und Kaufleute sangen vaterländische Weisen, von der Musik begleitet — kurz es war ein prächtiger Abend und ein schönes Beisammensein, bei dem mitten in der negerenglischen Welt einmal das gemütliche Deutsch zu seinem Rechte kam. Die Mannschaft war sehr befriedigt; jawohl keiner von den 200 Deutschen, die beisammen waren, werden des genußreichen Festes vergessen. Selbst Schw. Prellwitz hielt so lange aus, daß sie erst um ½12 Uhr nach Hause kam. Obgleich aber am nächsten Tag erst etwas der Ruhe gepflegt werden mußte, zog es sie und ihre Kinder doch am Nachmittag als echte deutsche Patrioten noch einmal in die Stadt. Sie mußten den „Panther" doch mit Augen schauen. Ein Dampferchen brachte die Wißbegierigen an Bord, und eine ganze Stunde lang sahen sie in all die schmucken Kabinen und niedrigen, aber luftigen Schlafstuben hinein, die auf einem Schiffe nicht viel Raum beanspruchen dürfen, vollends nicht auf einem Kriegsfahrzeug, das noch Kanonen mit sich führen muß. Alle Handwerke fand man vertreten. Auch die drahtlose Telegraphie fehlte nicht. Die Offiziere erwiesen allen Besuchern die größte Liebenswürdigkeit. Und mit dem erhebenden Gefühl, daß es um das liebe deutsche Vaterland keine Not hat, solange es von so tüchtigen Menschen diesseits und auch jenseits des Ozeans geschirmt und beschützt wird, kehrten die Deutschen Paramaribos in die Stadt und nach Beekhuizen zurück.

Eine besondere Freude war es aber unseren Missionaren, daß sie ihren Landsleuten auf dem Schiff noch etwas vom Besten bieten durften, was

sie zu geben haben, nämlich Gottes Wort. Br. Voullaire hielt auf Wunsch des Kapitäns am Sonntag den 4. September einen Gottesdienst an Bord. Tags darauf lichtete der „Panther" die Anker, die heimatlichen Flaggen grüßten zum letztenmal hinüber in die Negerstadt, dann steuerte der brave „Panther" direkt auf die Insel Tabago los, wo er wieder von deutschen Missionaren der Brüdergemeine willkommen geheißen werden konnte. Vielleicht grüßt ihn auch Schw. Prellwitz' Schwester, die Gattin des Missionars S. Richard.

Im Schneesturm verirrt. (Schluß.)

Von Br. A. Martin in Labrador.

Wir versuchten unser Schneehaus auf der dem Wind zugekehrten Seite durch eine doppelte Schneewand zu befestigen, verstopften die Löcher, die der Sturm hineingeblasen hatte, mit neuem Schnee und mußten im übrigen den Tag mit Nichtstun, in zusammengekauerter Stellung auf unsern Schlafsäcken liegend verbringen! Ein Schluck vom Rest des am vorigen Abend bereiteten, erkalteten, zu Schlickereis gewordenen Tees und ein Stück Schiffszwieback boten uns eine Erfrischung. Endlich wurde es Abend. Wir wünschten uns gegenseitig einen guten Schlaf, um leichter über die langen Nachtstunden hinwegzukommen. Der Wunsch ward uns erfüllt, wir schliefen prächtig, obwohl die Feuchtigkeit, die durch den Schnee und durch den Dunst im Schneehaus sich an die Kleider angesetzt hatte, diese allmählich mit einer Eiskruste einhüllte. Als ich nach ungestörtem Schlaf endlich erwachte und ein Streichholz entzündete, um nach der Uhr zu sehen, ob nicht bald ein anderer Tag anbreche, bemerke ich, daß unser Schneehaus zusammenzufallen droht. Schon ist die Schneewand bis dicht auf unsere Gesichter herabgesunken. Schnell wecke ich darum meinen Begleiter. An Aufbruch freilich können wir noch nicht denken, es ist fünf Uhr morgens, noch herrscht nächtliches Dunkel, noch tobt der Sturm. Aber wir zünden ein Licht an, packen unsere Sachen zusammen und warten, was werden wird. Eine eigentliche Gefahr bestand ja nicht, nur wären wir, wenn unser Haus zusammenbrach, auf unliebsame Weise aus dem schützenden Obdach an die freie Luft gesetzt worden, unsere Habe wäre vom Wind zerstreut, im Schnee begraben worden. An Lebensmitteln hatten wir noch keinen Mangel, aber der Durst fing an, uns zu plagen. So kratzten wir einigen Schnee zusammen, füllten ihn in eine Tasse und hielten diese über das brennende Licht, bis der Schnee schmolz und wir so einen, wenn auch nicht wohlschmeckenden, Trunk erhielten. Endlich wurde es heller und wir entschlossen uns, das Schneehaus, in dem wir nicht wagen konnten, noch länger zu weilen, aufzugeben und die Weiterfahrt nach irgend einer Richtung zu versuchen.

Mit Mühe gelang es, den Schlitten zu bepacken, ohne daß der Sturm einen Teil unserer Sachen entführte. Nach Osten zu, wo wir unser Ziel vermuteten, konnten wir nicht vordringen, weil der Sturm mit ungeschwächter Gewalt von dorther blies. So fuhren wir vor dem Wind her nach Westen, in der Hoffnung, wenn nicht ein Haus und Menschen, so doch schützenden Wald zu erreichen. Doch die Fahrt war mühsam und beschwerlich. Um das Land nicht zu verlieren, mußten wir uns dicht an dasselbe halten, in der Nähe aber lag der Schnee tief und große Eisblöcke hinderten die Fahrt. Durch den Schnee, welcher an Wimpern und Brauen anfror, wurden uns oft die Augen geschlossen und fortwährend mußten wir mit den Händen dieses „Eispflaster" von den Augen entfernen. Nach mehrstündigem, langsamem Vordringen fanden wir endlich eine bewaldete Bergschlucht. Hier zwischen den Bäumen hatten wir mehr Schutz vor dem Sturm. Ein neues Schneehaus konnten wir nicht bauen, der Schnee war zu leicht und weich. So blieb uns nur ein Ausweg, eine „Laubhütte" zu errichten. Wir suchten eine Stelle, an der vier größere Bäume die ungefähre Gestalt eines Quadrats bildeten. Dann nahmen wir Beil und Säge zur Hand und fällten eine Anzahl kleiner Bäumchen. Das war mühsam, denn nicht selten sanken wir bis an die Hüften im tiefen Schnee ein. Mit vier Stämmchen und den Zugleinen unserer Hundegeschirre verbanden wir die erwähnten vier größeren Bäume in Manneshöhe mit einander, legten andere Stämmchen über diesen Rahmen und bedeckten dieses Gestell mit den abgehauenen Zweigen. So war bald ein Dach hergestellt. Die Seitenwände wurden wieder von kleinen Fichtenbäumchen gebildet, die Lücken zwischen den einzelnen Bäumen schlossen wir mit Zweigen. Vor die Öffnung, welche uns als Tür diente, hingen wir einen alten Sack, der das Hundefutter enthalten hatte. Nach mehrstündiger Arbeit war unsere „Laubhütte", die Herberge für die nächste Nacht, fertiggestellt. Jetzt (Mittwoch Abend) konnten wir uns auch endlich wieder, seit Montag Nacht zum erstenmal, einen wärmenden Tee bereiten. Bedenklich wurde unsere Lage dadurch, daß wir kein Futter für unsere Hunde hatten. Sie waren hungrig, hatten schon an den



Seminarlehrer mit Kindern.

Riemen der Geschirre Schaden angerichtet, suchten zuweilen in unsere Hütte einzudringen, und wir mußten auch ihretwegen dringend wünschen, am nächsten Tag Menschen zu finden.

Am Abend flaute der Sturm ab, der Wind sprang nach der andern Seite um, es hörte auf zu schneien, die Wolken zerrissen, der Sternenhimmel wurde sichtbar. Wir freuten uns dankbar dieses Umschlags. Nun hatten wir doch Hoffnung, uns am nächsten Tag zurecht zu finden. Freilich steigerte sich mit dem Umspringen des Windes zugleich die Kälte. Wir krochen in unsere Schlafsäcke und versuchten zu schlafen. Einige kurze Stunden nur gelang dies, dann erwachten wir „klappernd vor Kälte". Unser Hüttchen war gar zu luftig, und so interessant es sonst auch gewesen sein könnte, zwischen den Zweigen, welche das Dach unserer Hütte bildeten, hindurch die Sterne zu beobachten, Wärme spendete ihr Glanz uns nicht. Wir erhoben uns bald nach Mitternacht wieder, suchten uns durch Bewegung zu erwärmen und zündeten neben unserer Hütte ein loderndes Feuer an. Aber langsam nur schlichen die Nachtstunden dahin. Endlich dämmerte es, wir nahmen unser Frühstück ein und verließen beim ersten Tageslicht unser Waldlager. Nach einstündiger Fahrt endlich erkannten wir das uns umgebende Land, fanden uns wieder zurecht und steuerten nun dem Haus eines Ansiedlers zu, das wir nach einigen Stunden erreichten. Wie wohl tat es, wieder zu Menschen zu kommen, wieder eine warme Stube zu betreten und die gefrorenen Kleider am Ofen trocknen zu können! Wie köstlich mundete das warme Renntierfleisch, das die Hausfrau sogleich für uns zubereitete! Auch unsere Hunde wurden nicht vergessen; schnell war der halbe Seehund, der ihnen vorgelegt wurde, von den hungrigen Tieren verschlungen. Nach einigen Stunden der Erholung setzten wir unsere Fahrt nach Davis Inlet fort, das wir dann auch am Abend erreichten. Auch die weitere Fahrt von dort nach Hoffenthal verlief glücklich. Doch, statt es, wie wir bei unserer Abreise gehofft, am Dienstag erreicht zu haben, gelangten wir erst am Sonnabend dorthin! Dank aber erfüllte unsere Herzen, daß uns Gottes Güte behütet hatte.

Unser Lehrerseminar im Kaffernlande.

Zwei stattliche Gebäude zeigt uns das eine Bild. Sie enthalten die Wohnräume des Direktors und der beiden Lehrer sowie der Zöglinge unsers Lehrerseminars in Mvenyane im Kaffernlande. Die Burschen, die da dem Studium obliegen, etwa 40 an der Zahl, stehen im Alter von 14 bis 22 Jahren. Die Kaffern sind früh auf. So auch diese Schüler. Da fegen sie zunächst ihr Zimmer und stauben alles ab. Noch vor dem Frühstück halten sie die erste Lernzeit, dann folgen von 1/4 8 bis 1 Uhr mit zweimaliger Pause 3/4 stündige Schulstunden. Den Nachmittag füllen wieder Lernzeiten, Musikschulen (Harmoniumspiel und Blasen) sowie praktische Arbeiten in Haus und Garten aus. Da muß z. B. der Mais gestampft werden, denn Maisbrei ist ein Hauptnahrungsmittel der Kaffern. Auch Bohnen kommen oft auf den Tisch. Um sechs Uhr wird zu Abend gegessen und nach einer letzten Arbeitszeit und der Andacht um acht Uhr der Schultag beschlossen. Die ältesten Seminaristen unterrichten am Vormittag in der Ortsschule die Kaffernkinder. Zwei Knaben müssen über der Hausordnung wachen und darauf sehen, daß in den Arbeitsstunden nicht gesprochen wird. Ueber das Betragen der Burschen war nicht viel zu klagen. Und der Fleiß konnte gerühmt werden. Ein Zug, der ihren Eifer kennzeichnet, ist folgender. Anfangs sprachen alle Jungen ihre Muttersprache, das Kaffrische. Da aber in den Schulen englisch unterrichtet werden muß, auch die Prüfung in englischer Sprache abgehalten wird, legte es ihnen der Direktor, Br. R. Baur, nahe, auch im Umgang englisch zu reden. Was geschah? Frisch gingen sie ans Werk, bildeten einen Klub oder Verein und ernannten einen Obmann, der darüber halten sollte, daß in der Woche nur englisch gesprochen würde. Wer trotzdessen ein kaffrisches Wort hören ließ, wurde mit 25 Pfennig bestraft. So wollten sie es selbst. Und diese Zucht hat die schönsten Ergebnisse gezeitigt. Von den Unterrichtsgegenständen wird ihnen das Rechnen am sauersten. Auch biblische Geschichten merken sie sich wunderbar schwer. Aber viel ist doch schon erreicht worden. Vor Weihnachten 1903 bereits konnten von den fünf ältesten Schülern drei das erste Lehrerexamen glücklich bestehen.

Auf dem zweiten kleinen Bildchen sehen wir links den Hauptlehrer des Instituts, den großen Br. Steinmann und rechts den Direktor Br. Baur, dessen zwei Töchter neben ihm auf den lustigen kleinen Pferdchen ganz stramm und sicher Platz genommen haben. Sie müssen das Reiten gut verstehen, denn kürzlich hat die ältere ihren Vater auf einem mehrtägigen Ritt durch das Kaffernland begleitet.

Mk. 17,05 vom Missionsneger in Karlsruhe i. B., durch Br. E. Reichel, Königsfeld, zur Tilgung der Missionsschuld. Mk. 7.50 von Sch. B. Mk. —.50 von D. Fl. Mk. 1.— von Th. S. in S. Mk. 2.—, sowie ein Kistchen Stanniol, durch Herrn Lehrer G. Glatzle, Eichelberg, Wttbg., von seinen Schulkindern gesammelt. Mk. 20.— von N. R. durch Br. J. M. Burckhardt, Neudietendorf, für die Frachtkosten der aus gesammeltem Stanniol gefertigten Tauf- und Abendmahlsgeräte (s. „Aus Nord und Süd" 1904 Nr. 11.) Mk. 11.— von den Kindern der Elementar und Kleinkinderschule in Neuwied.

Dankend erhalten **Missionsverwaltung.**

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 3. März 1905. 6. Jahrgang.

Eine Reise von Kapstadt nach Mvenyane.

Liebe Kinder! Reisebeschreibungen sind wohl eigentlich nicht Eure Lieblingslektüre, und der Gedanke, Euch die hier folgende zukommen zu lassen, wäre mir nicht gekommen, wenn mir nicht jemand, der sie gelesen, die Blätter mit der Bemerkung zurückgegeben hätte: das wäre etwas für Jungen, wie würden die sich freuen, so etwas zu lesen! Da dachte ich: nun, das können wir ja probieren, am Ende interessiert es die Mädchen auch! Und somit schreibe ich Euch aus meinen Briefen die Hauptsache ab. Freilich geschieht es ohne Wissen des Verfassers, der mir dies aber hoffentlich verzeihen wird!

1. Kapstadt.

Die Reise ging zu Schiff über England nach Kapstadt und von da aus über Land nach Mvenyane, der nördlichsten unsrer Missions-Stationen in Süd-Afrika-Ost. Da die Seereise glatt und ohne besondere Vorkommnisse verlief, lasse ich ihre Beschreibung beiseite, und wir versetzen uns gleich zu dem Briefschreiber nach Kapstadt. Da war er Dienstag, den 19. Januar 1904 nach siebzehntägiger Fahrt von Southampton aus angekommen und erzählt davon:

Der Tafelberg war mit einer Nebelkappe bedeckt, aber die Stadt lag im Sonnenschein. Was für ein herrliches Stück Erde! Mit Br. M., der mich vom Schiff abholte, fuhren wir mit der „Elektrischen" nach unserer Missionsstation Moravianhill. Gegen Abend machte ich einen Spaziergang durch verschiedene Straßen. Es ist doch recht afrikanisch, alles kommt einem erst halbfertig vor. Da bauen sie prächtige Häuser, aber die Straße, an der sie stehen, ist ungepflastert, und Staubwolken fegen hindurch. Doch der Berg und das Meer und das Licht sind unvergleichlich schön. Und diese Menschen! Wer zählt die Völker, nennt die Namen? Häute in allen Farben, und dazu diese Sprachwirrnis! Mittwoch ging ich noch in den botanischen Garten — wunderschön, mit seinen prächtigen Bäumen, dem schönen Grün und der Unmenge herrlicher Blumen, — und dahinter der gewaltige Berg mit seinen Felsenmassen, über die sich gewöhnlich eine Wolkenwand schiebt, die wie ein gefrorener Wasserfall nach der Stadt zu herabhängt. Abends war ich bis 3/4 8 noch in einer Singstunde in Moravianhill. Der Saal sehr hübsch, elektrisches Licht, und der Gesang der Leute ganz prächtig! So herzhaft und frisch; es war eine Freude, mitzusingen, holländisch natürlich. Gleich nachher ging es mit Br. M. per Cab auf den Bahnhof, dort stand schon der Zug. Ich kam in einen durchgehenden Wagen nach Sterkstrom, zusammen mit einem amerikanischen Geistlichen und seinem schwarzen Begleiter, beide auf einer Missionstour nach dem Norden begriffen. Es war eigentümlich, sich sagen zu müssen: Jetzt wirst du in diesem Wagen bleiben die ganze Nacht, dann

den nächsten Tag, dann wieder die ganze Nacht und noch einmal bis nachmittags 2 Uhr.

2. Wie man in Afrika auf der Eisenbahn fährt.

Auf dem Bahnhof war natürlich ein lebhaftes Treiben, und ich traf auch einige Bekannte vom Schiff. Das Bild der Stadt und des Berges war bei der Abfahrt noch einmal wunderbar schön: jenseit desselben dichte, schwarze Wolkenmassen, während auf der Vorderseite die Felsen von der untergehenden Sonne rötlich beleuchtet waren. Es wurde aber schnell dunkel, und so verpaßten wir leider den Blick auf den schönsten Teil der Eisenbahnfahrt: den Aufstieg zu den Hex River-Bergen und den Abstieg zu dem Fluß selbst. Gegen 10 Uhr begann man sich für die Nacht zurecht zu machen. Es können sechs Personen im Wagenabteil unterkommen: auf jeder Seite einer auf der Bank, einer auf der heraufgeklappten Lehne und einer oben auf einem niederzuklappenden Teil der Wand. Ich versuchte es erst unten, fand aber nach einiger Zeit, daß die Gegend unangenehm belebt war und verzog mich also auf den obersten Teil. Es kamen im Lauf der Nacht noch andere Gäste, so daß das Coupé schließlich voll war. Trotz der Hitze schlief ich ganz gut. Habe ich etwas geträumt, so war es hinüber nach der schönen ersten Missionsstation der Brüdergemeine Gnadental hin, die ich ja freilich gern aufgesucht hätte. Wie idyllisch liegt sie am Fuß des mächtigen Berges! (Siehe das Bild!) — Am Morgen hatte man ziemlich lang zu warten, bis der Zugang zur Waschgelegenheit frei wurde; gegen 9 Uhr gab es auf einer Station einen halbstündigen Aufenthalt zum Frühstücken. Ich hatte aber noch allerlei von Schw. M. mitbekommen, und da der Amerikaner mir eine Tasse Kaffee anbot, konnte ich diesmal das Geld sparen. Man hatte für jede Mahlzeit Mk. 2.50 zu bezahlen, auch später auf der Postkarre. Was man fürs Geld bekam, war sehr verschieden, manchmal nur ein Stück Hammelfleisch und etwas Brot und Käse, manchmal eine ganz gute Mahlzeit mit zwei Gängen und Nachtisch. Eine Tasse Tee oder Kaffee kostete 50 Pfennig.

Bald waren wir in der Karroo, absolut keine Ebene, sondern ein ganz bergiges Gebiet, die Hügel und Berge meist kahl, Sand und Felsen, dazwischen kein Gras, sondern der gelbgrüne kleine Karroobusch, oft auch nur Sand und Steine. Dazu die afrikanische Sonne vom dunkelblauen Himmel. Ich stand viel auf der Plattform, wo ein schöner, erfrischender Luftzug wehte. Oft schlich der Zug so langsam steile Anhöhen hinauf, daß man bequem hätte nebenher gehen können, dann wieder ging es schnell auf der andern Seite hinab. Große Kunststücke mit Tunneln, Durchstechungen und dergl. hat man sich möglichst gespart, außerdem ist die Bahn schmalspurig. — Dazwischen las ich und unterhielt mich mit den andern Reisenden. So ging der Tag hin. Die Nacht war wieder ganz erträglich, am nächsten Morgen der Himmel etwas bewölkt. Gefrühstückt wurde in Steynsberg, de Aar hatten wir in der Nacht passiert, und hier gab es schon einige Bäume, Gras und sogar fließendes Wasser! Blumen ließen sich sehen und auch mehr Tiere: Schafe, Vieh und da und dort eine Herde Strauße. Um ½3 waren wir in Sterkstrom, meiner Umsteigestation, und bald kam der Indwe-Zug vorgefahren; in dem wir um ¼4 abfuhren. Es sind von Sterkstrom bis Indwe etwas mehr als 100 km, und dazu gebraucht der Zug sechs Stunden. Wie sie diese Bummelei fertig bringen würden, war mir ein Rätsel, doch wurde die Aufgabe einfach so gelöst, daß fast jede Viertelstunde ein Aufenthalt von mindestens zwanzig Minuten gemacht wurde. Da stieg alles aus, und auf dem Bahnsteig wurden Neuigkeiten ausgetauscht. Ich las und schlief, es war nur eine Dame mit mir im Coupé. Endlich um ½10 Uhr Ankunft in Indwe! Natürlich schon ganz dunkel. Man wurde gleich von verschiedenen Seiten von hilfsbereiten „Freunden" bestürmt. Ich sagte, ich wolle in das Hotel, von dem die offizielle Postkarre abgehe; und ein Mensch, der sich meiner bemächtigt hatte, behauptete auch sogleich, daß sein Hotel das richtige sei. So nahmen denn zwei Schwarze mein Gepäck auf, und wir zogen ab. Im Hotel angekommen, erkundigte ich mich sogleich, wann morgen die Post abgehe; und da kam es denn heraus, daß mein Freund mich hintergangen. Es hieß: „Ja, die eigentliche Post geht da und da ab, aber wir haben privates Gefährt." Darauf ließ ich mich natürlich nicht ein und befahl meinen beiden Gepäckleuten, weiter zu ziehen. Sie taten zuerst dumm, als ob sie mich nicht verständen und nicht wüßten, wohin. Als ich sie aber etwas anfuhr, ging ihnen plötzlich ein Licht auf. So war es nach 10 Uhr, als wir in das richtige Hotel kamen, ich löste noch meine Fahrkarte bis Cala und ging zu Bett. Um 12 kamen noch zwei Passagiere, die in demselben Zimmer mit mir übernachteten. Es war gerade die Zeit der Wahl für das Kap-Parlament, und so war es unten noch lange lebhaft gewesen. Als ich am Morgen aufwachte, war es sechs Uhr — und um sechs sollte die Post abgehen! Also ich mit einem Satz aus dem Bett, und sage zu meinem Nebenmann, der auch gerade wach wird: Nun, daß ist ja nett! Ich denke doch, man wird geweckt! Da ist dieser selbige jedoch der Kontraktor für die fragliche Poststrecke, der es über der Politik selbst verschlafen hat. Er tröstet mich denn, ich solle mir nur Zeit nehmen. Und nach einer Tasse Kaffee geht es um ¾7 ab.

3. Die afrikanische Postfahrt.

Eine zweirädrige Karre, vier Maulesel davor, eine Unmasse Postsäcke hinten und vorn, drei Damen auf dem eigentlichen Sitz, ich mit dem Kutscher auf dem Bock! Und nun geht es über Stock und Stein, die Berge hinauf im Trab, hinunter im Karriere, daß einem Hören und Sehen vergeht. Aber der

Kutscher versteht seine Sache, und die Tiere kennen den Weg, so ist es eine Freude. Über schöne, grüne Grasflächen, an steilen, felsigen Abhängen hinauf, durch tiefe Schluchten hinunter. Nach $1\frac{1}{2}$ Stunden die erste Pause und Umspannung! Es gibt Frühstück. Die Damen entpuppen sich als Lehrerinnen, die aus den Ferien zurückkehren, da am Montag die Schulen wieder beginnen. Um 11 Uhr kamen wir in Cala an, einem kleinen, netten Ort, in der Nähe eines Flusses, und im Schatten schöner Bäume. Um $\frac{1}{2}$1 Uhr geht es weiter: die neue Postkarre ist größer, aber auch die Anzahl der Postsäcke hat sich vermehrt. Ich muß vorn auf dem Bock auf einem solchen Sack balancieren. Diesmal sind acht Maulesel vorgespannt worden, doch der Kutscher ist noch ungeschult, auch die Tiere noch nicht gut eingefahren. Dazu ist die Karre hinten zu schwer beladen, und wenn es die Berge hinauf geht, kommt die Deichsel bedenklich nach oben. Eine der Damen ist arg nervös und hat entsetzliche Angst davor, daß die ganze Geschichte nach hinten überkippt. So setze ich mich ihr zur Beruhigung so weit wie möglich nach vorn und stehe zeitenweis wirklich auf der Deichsel. Der Weg ist zum Teil elend schlecht: entsetzlich steil, links eine hohe Felswand, rechts ein tiefer Abgrund mit dem Fluß in der Tiefe, und auf dem Weg alles voll großer Steine. Aber die Gegend ist herrlich! Links sehen wir die ganze Zeit die Drakenberge: scharfe spitze Felsformen, in wunderbarem Blau, davor welliges grünes Land und über allem der ewig lachende afrikanische Himmel! So geht es mit öfterem Pferdewechsel bis abends sieben Uhr. Schon vorher war eine der Damen ausgestiegen, und ich hatte ihren bequemeren Platz hinten eingenommen. Jetzt geht auch die andere, in einem niedlichen, kleinen Ort, zwischen den Bergen an einem Fluß, von Bäumen umgeben, gelegen. Wir trinken in dem kleinen Gasthaus eine Tasse Tee, dann geht es weiter. Die Lehrerin holt einen großen Eßkorb hervor, und ich helfe ihr bei der Vertilgung von Butterbrot und Aufschnitt. Unterdessen ist der Weg immer schlechter geworden, dabei ist es stockfinster. Nachdem wir durch einen kleinen Fluß gefahren sind, scheint der Kutscher den Weg nicht mehr recht zu wissen, es wird eine mächtige Acetylen-Laterne hervorgeholt, und mit Hilfe derselben finden wir uns wieder zurecht. Nach einiger Zeit gibt es plötzlich einen Stoß — wir sitzen fest. Das rechte Rad klemmt an einem Felsen, glücklicherweise, sonst wären wir steil in einen Bach hinuntergesaust. Endlich gelingt es unsern vereinten Anstrengungen, die Karre wieder so weit zurückzuschieben, daß die Pferde sie auf den rechten Weg bringen können. Wieder geht es weiter. Da — es ist gegen Mitternacht — plötzlich ein heftiger Ruck, und das ganze Gefährt sinkt nach links hinüber. Wir springen erschreckt auf: das linke Rad ist in ein tiefes Loch gesunken und steckt bis über die Achse im Sumpf. Wir können nach links aus der Karre direkt auf das Land, d. h. in den Schmutz treten. Natürlich wird erst versucht, ob die Maultiere die Karre nun frei machen können; doch alle Anstrengungen sind umsonst, sie bewegt sich um keinen Zentimeter. So muß denn alles abgeladen werden, alle Postsäcke herunter, eine mühsame Arbeit. Dann werden die Tiere wieder angetrieben — mit demselben Erfolg wie vorher. Es bleibt jetzt nichts anders übrig, als



Gnadental, die erste Missionsstation in Afrika.

nach Hilfe zu schicken. Meine Gefährtin und ich steigen wieder in die Karre und richten uns so gut wie möglich ein, bei der schrägen Stellung des Wagens eine ziemlich schwierige Aufgabe. Ich komme denn auch gar nicht zum Schlafen. Langsam schreitet die Nacht fort: der Nebel steigt auf und hüllt alles in einen weißen Schleier, dazu lassen von links aus einem großen Sumpf die Frösche ein gewaltiges Gequake ertönen. Dann graut allmählich der Morgen, der Nebel verschwindet, der Himmel hinter den Bergen rötet sich, man kann die Umgebung ein wenig erkennen. Wir sind auf allen Seiten von Bergen umgeben, in einem tiefen Kessel: links windet sich ein Fluß durch sumpfiges Land, von den Höhen rechts rauscht überall das Wasser in Kaskaden herab, die Folge der letzten, starken Regen. Endlich wird es lebendig, Hilfe kommt, ein Gespann Ochsen mit einigen Kaffern. Nach langen Anstrengungen sind wir um sechs Uhr frei, die Säcke werden wieder aufgeladen, und langsam und mit vielem Aufenthalt geht es nach Ugie, denn die Ochsen wollen sich nicht recht bequemen. Um acht Uhr sind wir dort, es ist Sonntag Morgen, aber davon ist nicht viel zu merken, alles ist geschäftig. Jede Stunde Verspätung bedeutet für den Kutscher 20 Mark Strafe! Darum so schnell wie möglich weiter.

4. Radverlust, ins Gewitter und ins Wasser!

Während ich frühstücke, wird ein vierrädriger Wagen zurecht gemacht, da an unserer Karre das eine Rad ganz verbogen ist. Ich bin nun der einzige Reisende. In schnellster Gangart geht es vom Hotel zum Fluß hinunter. Plötzlich werden die Pferde angezogen, ich sehe mich um, da rollt auf der Straße hinter uns eins der Vorderräder entlang! Es wird aufgelesen und wieder festgeschraubt, und auf der Fahrt bis Maclear wird jede halbe Stunde gehalten, um dies wieder zu tun. Ich sitze oben auf den Postsäcken, die Beine lang ausgestreckt, und halte mich irgendwo fest, um nicht herabgeschleudert zu werden. Der Kontraktor fährt selbst mit; er hat zwei neue Pferde eingespannt, die aber nicht ziehen wollen. Ich habe noch nicht gewußt, wie schlecht Tiere behandelt werden und was fluchen heißt, ehe ich von Ugie nach Maclear fuhr. Ein erbaulicher Sonntagsmorgen!

Dort in Maclear gibt es anderthalb Stunden Zeit. Das Hotel ist ganz nett und die Leute sehr zuvorkommend. So kann ich mich ordentlich waschen und zu Mittag essen. Unterdessen hat man wieder eine zweirädrige Karre hervorgeholt, kleiner als die andere und auch älter und baufälliger. Zum ordentlichen Sitzen ist natürlich kein Platz, ich muß mich irgendwie auf den Postsäcken einrichten, und weich ist der Sitz auch nicht. Um ein Uhr Abfahrt! Wieder haben wir links die Drakenberge, die Post geht über die Vorberge, unaufhörlich hinauf und hinunter. Die Gegend ist zum Teil sehr schön, besonders das Licht und die Farben sind herrlich; viel lebhafter als bei uns in Deutschland.

Um das Gebirge herum fangen Wolken an, sich zusammenzuballen, und nach kurzer Zeit dringt das Rollen des Donners zu uns herüber. Um fünf Uhr sind wir an einem Ausspannplatz, ich trinke eine Tasse Tee, schnüre meinen Plaid-Riemen auf und richte mich für den Regen ein. Um 7½ Uhr geht es denn auch los: ein rechter, afrikanischer Gewitter-Regen; aber ohne Aufenthalt geht es weiter, mitten in den Sturm hinein. Die Wege sind in kurzer Zeit Bäche und Wasserfälle; um sieben Uhr geht es durch einen breiten und reißenden Fluß, aber auf der andern Seite angekommen, sind die Pferde zu schwach, um die steile Höhe zu nehmen. Alle Anstrengungen sind umsonst, endlich treibt der Kutscher die Karre noch einmal durch das Wasser zurück, um von der andern Seite einen erneuten Anlauf zu nehmen. Der Erfolg ist, daß wir diesmal nicht nur nicht hinaufkommen, sondern der Wagen sogar etwa fünf Meter vom Ufer im Wasser stehen bleibt. Also wieder muß das letzte Mittel versucht werden — Hilfe holen. Der Führer, ein Griqua, geht ab und läßt mich und seinen Kafferjungen zurück. Unterdessen ist es dunkel geworden, von weiter stromab hört man das Rauschen eines Wasserfalls, dann und wann erleuchtet ein Blitz die Gegend. Da merken wir plötzlich, wie das Wasser steigt, der Regen kommt von den Bergen herunter; immer weiter und weiter hinauf waschen die Wellen. Ich war schon vorher aufs Land gesprungen, nun wird es auch dem Jungen ungemütlich, er folgt mir und fängt an, mit dem Posthorn um Hilfe zu blasen. Ich löse ihn ab, aber niemand kommt. Nach einer halben Stunde tauchen Gestalten auf, es ist der Treiber mit drei Kaffern. Aber es wird auch Zeit: die hinteren Postsäcke hängen schon im Wasser. Nun wird wieder alles abgeladen und den Berg hinauf getragen, dann endlich gelingt es, die Karre auch in die Höhe zu bringen. Und wieder geht es in die Nacht hinein, immer weiter. (Schluß folgt.)

Ein Dank aus Deutsch-Ostafrika.

Bruder Stern in Kitunda dankt allen Stanniolsammlern aufs herzlichste für die schmucken Tauf- und Abendmahlsgeräte, deren Ankunft wir ihm gemeldet hatten. Die Taufgeräte möchte er für Urambo, die Abendmahlsgeräte für die Station Ipole bestimmen.

Rätsel.

Mit H läuft es durch Wald und Flur, — Mit B hört man's jetzt selten nur, — Mit V es leicht zerbrechen kann, — Mit N gehört es jedem an.

Luise Hofmann, Berlin.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 4. April 1905. 6. Jahrgang.

Mein erstes Weihnachten in Deutsch-Ost-Afrika.

Von Br. Aug. Seibt in Kitunda im Kiwereland.

1. Die Vorbereitungen.

Yesu Mupizya alivyalwa d. h. Jesus, der Heiland ist geboren, so konnte man es in den letzten Wochen fast täglich in unserer Schule singen und sagen hören. So stimmte es am 24. Dezember nachmittags beim Kinderbescher und am ersten Feiertage eine große Schar an. So rief es uns an beiden Tagen auch Br. Stern in das Herz. Diese Worte sind nämlich zwei Zeilen aus dem ersten Verse von „O du fröhliche, o du selige" in unserer Kinyamwezi-Sprache. Dieses Lied und noch andere, wie: „Stille Nacht, heilige Nacht" (vusikuki, vusikuki) oder: „Morgenstern auf finstre Nacht" (Yesu limi lisoga) oder: „Fröhlich soll mein Herze springen" (Munda yane nakwishinya) oder: siku niza — habe ich seit dem ersten Advent mit meinen Schülern eingeübt. Manche, die voriges und vorvoriges Jahr schon in die Schule gingen, kannten sie noch, aber mit den vielen neuen Schülern mußten sie neu eingeübt werden, und das war keine leichte Arbeit. Endlich, am 23. Dezember, saßen Text und Melodie so ziemlich fest.

Die noch übrige Zeit galt den Vorbereitungen für Weihnachten überhaupt und das Kinderbescher. Schon einige Zeit vorher hatte Schw. Stern begonnen allerhand zu backen. Es galt viele zu bedenken: etwa 70—80 Schüler, die Diener und Hauskinder und noch den und jenen. Da ist schon eine Menge Backwerk nötig, wenn auch nur wenige Stücke auf jeden gerechnet sind. Es galt zunächst, zu bestimmen, was die Schüler bekommen sollten. Gleichviel konnten nicht alle erhalten, weil sie nicht alle regelmäßig gekommen waren. Da habe ich eine möglichst genaue Liste aufgestellt, nach der verteilt wurde. Auch mußte man sich nach den vorhandenen Sachen richten. Durch Missionsvereine, Missionsfreunde und Verwandte waren, dank Br. Sterns Bemühungen, recht hübsch viel Sachen geschickt worden: einige Kittel, Mund-Harmonikas, Messer, Scheren, Bälle, Kämme, Perlen, Kreisel, Taschenspiegel, Federkästen, Bleistifte, kleine Heftchen, Seife, Blechdosen, Fläschchen, Wolle u. dergl. m. Außer den Hauskindern bekamen die würdigsten Schüler ein größeres Stück und noch Kleinigkeiten. Die Sachen wurden in ein Taschentuch gebunden, und auf das Paketchen wurde dann der Name des Empfängers aufgesteckt. Jeder erhielt ein Taschentuch, ein Stückchen Seife, die allermeisten ein ganz kleines Heftchen und einen halben Bleistift und alle noch etwas Backwerk und eine Nähnadel. Dazu noch entweder eine Harmonika oder ein Messer oder eine Schere oder einen Spiegel, eine Dose, einen Kreisel oder Ball oder Tute oder des etwas. Die treuesten Schüler erhielten einen Federkasten mit Inhalt. Die Päckel waren ja meist klein, aber es waren ganz niedliche Sachen drin. Bis alles ausgesucht, zusammengepackt und mit Namen versehen war, ver-

ging eine ganz geraume Zeit. Aber es war eine lustige Arbeit. Wer macht nicht gern zu Weihnachten anderen eine Freude! Über diesen Vorbereitungen verging der ganze 23. Dezember. War das eine Geschäftigkeit!

Am 24. gab es bis zur Christnachtsfeier noch alle Hände voll zu tun. Mußten doch zuerst Bäume gesucht werden. Ja, da ists schwer, einen schönen zu finden. Tannen, Fichten, Kiefern gibt es hier nicht. Da muß man zu Laubbäumen greifen. Für die Kirche fanden wir einen schönen großen, man nennt ihn muzima. Der hat längliche Blätter, die in Büscheln zusammenstehen. Er wurde an einen Pfeiler gebunden und Baumschmuck und Lichter daraufgetan. Als Baumschmuck gab es: bunte Karten, eine Frucht, welche die heimatlichen Tannenzapfen vertreten muß, eine Palmfrucht, Papierketten, Engelhaar und noch einiges Glitzernde. Zur Rechten stand das Transparent. Es besteht aus drei Teilen, einem großen und zwei kleinen und stellt dar: 1. die Geburt des Heilandes, 2. die Verkündigung durch den Engel und 3. die Weisen aus dem Morgenlande. Zur Linken war ein kleines „Bethlehem“ aufgebaut. Geschwister Stern hatten einen anderen Baum, wir zwei Brüder aber keinen, weil wir eben keinen mitgenommen hatten.


Kranke in unserem Hospital in Leh.

2. Die Feiern.

Nach 2 Uhr war alles fertig. Den Schülern war gesagt worden, daß um 3 Uhr geläutet werden würde, dann sollten sie kommen, rein gewaschen und in reinen Kleidern. Manche waren aber schon lange vorher da. Sie haben sich schon lange auf den „siku kulu“ — damit meinen sie den 24. Dezember — gefreut; schon anderthalb Wochen vorher fragten sie mich, wann der siku kulu da sei. Also sie kamen alle, auch die, die sonst fast nie zur Schule gekommen waren. Sie wollten auch etwas haben. Auch viele Erwachsene waren da, Christen, Taufbewerber und Heiden. Die Kirche war so voll, wie ich es noch nie vorher gesehen hatte.

Um 4 Uhr begann die Feier der Christnacht. Die Fensterläden waren geschlossen und dadurch ein hübsches Dunkel erzielt worden, obgleich der Raum noch keine Tür hat. So kamen der brennende Christbaum, das leuchtende Transparent und das erleuchtete Bethlehem schön zur Geltung. Es stand helle Freude auf allen Gesichtern geschrieben. Zur Feier des Tages hatten Geschw. Stern auch ihr Harmonium in die Kirche tragen lassen. Die Gesänge begleitete Schw. Stern auf dem Harmonium und ich auf der Geige. Die Feier begann mit dem Gesang von „siku niza“ und vusikuki (Stille Nacht, heilige Nacht). Dann hielt Br. Stern ein Gebet, daran schloß sich der Gesang von noch zwei Versen des letztgenannten Liedes. („Stille Nacht, heilige Nacht“ hat hier fünf Verse. Es ließ sich der Inhalt der deutschen drei Verse in unserer Sprache nicht kürzer wiedergeben.) Nachher verlas Br. Stern die Weihnachtsgeschichte und hielt eine Ansprache, die ausklang in dem Liede: siku kulu (O du fröhliche). Nun wurden die Geschenke verteilt. Die Freude hättet Ihr sehen sollen! Eine kleine harte Probe wurde den Kindern auferlegt, sofern sie ihre Päckchen nicht gleich öffnen durften. Endlich erhielten sie Erlaubnis dazu. Das ging aber flink, und wie strahlten die Gesichter, als alle die Herrlichkeiten zum Vorschein kamen! Einer hatte eine Hose bekommen. Die wurde gleich anprobiert, aber natürlich verkehrt! Ein anderer fuhr in seine Bluse, ein dritter untersuchte seinen Federkasten, und wieder einer besah sich im Spiegel. Auch die Messer, Perlen u. s. w. wurden einer genauen Besichtigung unterzogen. Mit Gebet und Gesang wurde die Feier beschlossen. Die Leute konnten es kaum erwarten, bis sie draußen waren, um dort weiter ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. Man merkte das beim Gesang des letzten Verses. Und draußen! Da kauerten oder lagen sie da und dort und schrieben oder tuteten, breiteten ihre Schätze aus oder versuchten das Gebäck, auch besahen sie gegenseitig ihre Herrlichkeiten. Es war herrlich! Der Herr hatte es auch mit dem Wetter gnädig gemacht. Erst nach der Feier brach ein heftiges Gewitter mit starkem Regen los.

Nachdem alles vorbei war, fand ich Zeit, an meine Lieben in der Heimat zu denken, und dabei wurde mir recht wehmütig zu Mute, das Heimweh packte mich. Aber trotzdessen bin ich doch auch recht vergnügt gewesen. — Abends, nach dem Abendbrot, bekamen wir, die Boys und Hauskinder beschert. Es war eine gemütvolle Feier und auch da war Freude auf allen Gesichtern zu lesen. Nach Gesang, Gebet, kurzer Ansprache und Gesang besah jeder seine Schätze und freute sich. Auch wir zwei ledigen Brüder wurden von den lieben Geschwistern Stern bedacht. Erst in später Abendstunde trennten wir uns.

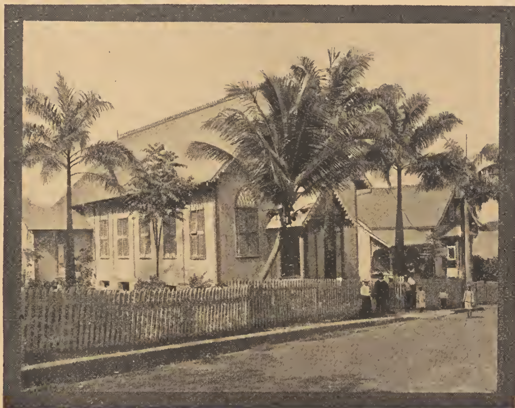
Am ersten Feiertag nachmittags versammelten wir uns mit den Christen und Lehrleuten zu einem Liebesmahle in der Kirche. Da gab es für jeden ein Brötchen und Kakao mit Honig. Eingeleitet wurde die Feier auch mit Gesang, Gebet, einer kurzen Ansprache und Gesang. Den meisten schmeckte es ausgezeichnet, was man aus dem Schmatzen schließen konnte. Br. Stern hatte für jeden noch ein kleines Geschenk bestimmt, das er an den Baum gehängt hatte. Da hätten lauter Messer und Scheren für die Männer, für die Frauen aber noch viele Spiegel da sein mögen. Die Leute hier sind eben auch eitel. Der Rest des Kakaos wurde von einigen Jungen verzehrt.

Es war ein schönes Weihnachten, mein erstes in Deutsch-Ost-Afrika. Alle, Jung und Alt, Groß und Klein, waren fröhlich und dankbar, so daß kein Mißton die Freude störte. Möchte es doch auch auf unsre Wanyamwezi einen nachhaltigen Eindruck gemacht haben!

Kranke in unserem Hospital in Leh (Himalaya).

Viel ist heutzutage von Tibet die Rede, jenem Lande im Herzen Asiens, das bis jetzt dem Evangelium durchaus keinen Einlaß gewährte, das aber im vorigen Sommer englische Soldaten betreten haben, die sich mit den Waffen Achtung und Zugang bis zur Hauptstadt Lhasa erkämpften. Nun wird hoffentlich auch das Christentum Einzug halten in dies heidnische Land.

Vor fünfzig Jahren war es, daß Brüdermissionare von Herrnhut aus sich aufmachten, um den Mongolen im chinesischen Reich Gottes Wort zu bringen. Man verlegte ihnen aber den Weg nach China hinein, und so mußten sie sich in Klein-Tibet im Westen Chinas niederlassen. Dort halten sie noch heute sechs Stationen besetzt, von denen Leh, die Hauptstadt Ladaks, die wichtigste ist. Dort haben sie eine kleine Christengemeine aus Tibetern gesammelt, predigen und verbreiten auch Schriften in der Landessprache und helfen all den Kranken mit ärztlichem Rat und Medizin. Einer unserer Missionsärzte, Dr. Shawe, wohnt in Leh. Unser Bild zeigt eine ganze Anzahl Kranker, die jeden Morgen zum Arzt kommen, um sich behandeln zu lassen. Links hinten stehen Lobsang, der eingeborene Gehilfe des Br. Shawe und daneben die Diakonisse Schw. Miles aus England. Vor dieser sitzt eine Yarkander Frau, die ihr Gesicht verschleiert hält, wie es die mohammedanische Sitte vorschreibt. Alle jene Leute auf dieser Seite des Bildes sind Mohammedaner. Ganz vorn links z. B. kauert ein Araber von Mekka, der behauptet, er stamme vom Propheten Mohammed ab, worauf er sich gar viel einbildet. Er litt an Fieber und dies zwang ihn, sich einige Tage im christlichen Hospital aufzuhalten. Neben ihm sitzen Turkistaner Kaufleute. Die haben Lederkappen auf und lange Kleider an. Von ebendaher stammen die großen Männer, die rechts von der Säule Platz genommen haben. Der Mann rechts von Schw. Miles ist vom Schlag getroffen und steht in Behandlung. Dann kommen Ladaker Frauen, der Bursche mit dem verbundenen Kopf stammt aus Nubra. Der Mann, der im Schatten der Säule steht, ist ein Lama, ein buddhistischer Priester. Br. Shawe wollte ihn in die erste Reihe stellen, er rückte aber immer wieder nach hinten. Neben ihm steht ein alter Mann, der schon jahrelang ins Hospital kommt und zum Glück ein heiteres Gemüt besitzt, denn ganz wird sein Leiden



Kirche und Missionshaus in Rosehill in Trinidad.

nie gehoben werden können. Leider hält er fest an seinem mohammedanischen Glauben, obgleich er schon viele biblische Geschichten kennt. Der Alte vorn mit dem Stock war an einem Arm und einem Bein gelähmt, als er vor zwei Jahren zum erstenmal zum Arzt kam. Jetzt kann er doch wenigstens mit Hilfe des Stockes umhergehen. — So strömen die Leute aus den verschiedensten Gegenden auf unsere Missionsstation Leh und empfangen Hilfe für ihren Leib und werden hingewiesen auf den Arzt der Seele. Möchten sie alle dem Herrn Jesus das Herz auftun!

In Trinidad

in Westindien arbeitet unser Br. Marc Richard seit zehn Jahren. In Rosehill, der Vorstadt der Hauptstadt Port of Spain, wohnt er in dem schönen Missionshaus neben der schmucken Kirche, die das Bild zeigt. Und kürzlich hat er wieder ein neues Gotteshaus unserer Mission einweihen dürfen, in der Vorstadt Belmont. Davon wollen wir ein andermal hören.

Eine Reise von Kapstadt nach Mvenyane.

(Fortsetzung.)

5. Neue Nöte.

Um zwölf Uhr sind wir in Mount Fletcher. Aber nun ist mein Humor ziemlich zu Ende. Ungefähr anderthalb Stunden vorher hat mir nämlich der Kutscher mit seiner Peitsche den Klemmer heruntergeschlagen! Ich habe so gut wie möglich auf dem Wagen danach gesucht, er tat das Gleiche mit Hilfe von Streichhölzern auf dem Weg. Vergeblich! Und nun habe ich die Aussicht, einige Wochen ohne Zwicker zuzubringen, denn den einen habe ich auf dem Schiff zerbrochen und den andern steckte ich in die Kiste, die über Durban geht. So bin ich denn in einer ziemlich gleichgiltigen Stimmung und denke: nun mag kommen, was will. — Im Hotel in Mount Fletcher trommele ich endlich jemand heraus, trinke etwas Limonade, höre dann, daß das Umspannen ziemlich lange dauern wird, und nehme mir daher ein Zimmer und lege mich ins Bett. Um 1/2 2 Uhr werde ich geweckt; es soll weiter gehen. Schnell ziehe ich mich an, und fort geht es in die Dunkelheit; ich merke nur, daß die Wege schauderhaft sind. Nach einer Viertelstunde sind wir an einem Fluß, dessen Wasser man über die Felsen rauschen hört. Der Führer zündet eine Laterne an und steigt hinunter an das Wasser, um zu sehen, ob man hindurchfahren kann. Nein, der Fluß ist zu voll, und gerade unterhalb der Furt ist ein Wasserfall, sodaß man, wenn man abgetrieben würde, verloren wäre. Also: Kehrt! Auf halbem Wege wollen die Pferde nicht mehr weiter; ich steige daher ab und suche meinen Weg durch die Dunkelheit zu Fuße zurück. Im Hotel ist alles dunkel. Ich laufe erst in ein falsches Zimmer, der Herr, der dort schläft, gibt mir Licht, und so finde ich mich schließlich wieder in mein Bett. Um 1/2 4 Uhr muß ich wieder heraus, wieder bis an den Fluß und wieder unverrichteter Sache zurück! Diesmal lege ich mich nur in den Kleidern hin. Um 1/2 8 Uhr soll es noch einmal versucht werden und gerade, als ich aus dem Zimmer trete, kommt mir der Treiber entgegen — mit meinem Zwicker in der Hand! Er hat ihn im Wagen gefunden! Wenn mir jemals ein Mensch wie ein rettender Engel erschien, dann war es dieser schmutzige Griqua! Es war mir, als sei ich wieder ein anderer Mensch geworden, und all meine Lebenslust war wieder zurückgekehrt. Nun ging es auch endlich durch den Fluß und frisch weiter! In Far View frühstückte ich gründlich, und um 1/2 1 Uhr waren wir an der Kenigha-Furt. Hier sollte Hilfe und Erlösung kommen.

Angriff von Labradorhunden.

Am 22. September 1902 spielte sich in Nain eine traurige Szene ab. Ein sechsjähriges Mädchen, Ketura Fox, wurde von Hunden tödlich gebissen. Das Kind war mit mehreren Kameradinnen am Morgen Beeren pflücken gegangen. Plötzlich tauchten einige Hunde in den Gebüschen auf. Als die größeren Kinder sie erblickten, machten sie sich schnell aus dem Staube. Auch Ketura versuchte wohl zu entfliehen, wurde aber von den Hunden eingeholt und zu Tode gebissen.

Keiner von den Missionaren war Augenzeuge der Tat, doch um jedem Vorwurf der Fahrlässigkeit zu entgehen, ließen sie sämtliche noch vorhandene zwölf Hunde erschießen, da bekanntlich diese wolfsähnlichen Tiere, wenn sie einmal Menschenblut gekostet, nur zu leicht wieder danach verlangen. Gott sei Dank kommen solche Angriffe doch nicht zu häufig vor.

Rätsel.

Zwei Wörter nenne mir geschwind, — die um ein f verschieden sind. — Vier große Räder hat das eine, — das andre hat viel mehr, doch kleine.

Ein Geldstück war's in frühern Zeiten, — zwar nur von ganz geringem Wert. — Heut aber ist's auf Meeres Weiten — zumal von Rußland viel begehrt.

Charlotte Waschke.

Mk. 6.— für allgemeine Zwecke durch Herrn Vikar H. Kohler, Aschaffenburg, aus der Missionsbüchse seiner Mädchenschule.

Dankend erhalten **Missions-Verwaltung, Herrnhut.**

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 5. Mai 1905. 6. Jahrgang.

Hilfe in der Not.

1. Die Not.

Sommerszeit war es auch in Labrador. Aber wenn diese Jahreszeit bei uns die Natur in einen wonnigen, sonnigen, mit Blatt und Blüte geschmückten Saal verwandelt, in welchem es sich prächtig wohnen und weilen läßt, so ist's dortzulande anders. Da ziehen nicht nur des Winters frostige Grüße in der Form von Treibeis und Eisbergen auf dem Meere an der Küste entlang, sondern der Winter selber tritt alle paar Tage als ein rechter Störenfried und Spielverderber in den herrlichen Sommersaal, bringt Regen, Kälte, Schnee mit sich und weckt die lästige Frage, ob denn noch oder ob schon wieder Winter sei.

Nun, der Eskimo Benjamin von Hoffental war dortzulande aufgewachsen und kannte das nicht anders. Also verließ er wie alle seine Landsleute mit Eintritt der milderen Jahreszeit die Missionsstation und seine warme Winterwohnung, nahm sein Weib Wilhelmine und sein Töchterchen mit und siedelte sich auf dem Strande einer Bucht an, die etwa eine Tagereise weit von Hoffental entfernt ist; auch seine Schlittenhunde wanderten mit. Dort blies ein schneidender Nordwind. Und war es draußen unerfreulich, in der Hütte war es das noch weit mehr. Das Töchterchen wimmerte, Wilhelmine klagte, daß sie sich matt und krank fühle, ja Benjamin selber kam es so vor, als ob seine eignen Beine und sein Kopf mit Blei gefüllt wären, so schwer dünkten sie ihm. Mit einem Wort: alle drei waren krank, die Eltern wie das Kind, und eine schwere Krankheit war es, wenn sie auch nicht wußten, welchen Namen sie der Krankheit geben sollten.

Die Lage der drei Menschenkinder war nun sehr traurig und wurde es immer mehr. Keine Arzenei, keine menschliche Hilfe weit und breit! Der nächste Nachbar hauste mit seiner Familie sechs Stunden weit entfernt in seinem Sommerzelt an einer andern Bucht, und es gab keine Möglichkeit, ihm Nachricht zukommen zu lassen. Wer sollte dann aber die Kranken pflegen, wenn alle drei der Pflege bedurften? Benjamin war noch am kräftigsten und tat, was er konnte. Von Zeit zu Zeit erneuerte er den kalten, nassen Umschlag auf der Stirn seines fieberheißen Töchterchens. Doch am dritten Tage wurde er dieser kleinen Mühe, die ihm große Anstrengung kostete, überhoben; denn das Kind entschlief zu großer Betrübnis beider Eltern. „Wir werden der Kleinen bald nachfolgen, wenn es so weiter geht!", sagte die Mutter, sich und ihrem Manne zum Trost! Nun entstand aber eine neue Sorge, die Leiche des Kindes mußte beerdigt werden. Wer sollte diese traurige Arbeit verrichten? Wilhelmine war viel zu schwach dazu, Benjamin schien es auch zu sein, doch wollte er es wenigstens versuchen. Er schleppte sich, mit einer Hacke versehen, zu einem rasenbewachsenen Fleckchen Erde, das zwischen Felsen eingebettet nicht

weit von dem Sommerzelt sich befand. Mehrere Stunden brachte er über der Arbeit zu, denn immer wieder brach der vor kurzem noch so starke Mann kraftlos zusammen, mit der Hacke in der Hand. Tief wurde das Grab auch nicht. Endlich mußte er aufhören, die Sinne vergingen ihm. Wieder zum Bewußtsein gekommen, kroch er auf allen Vieren nach dem Zelt zurück; denn zu gehen vermochte er nicht mehr. Ein paar Stunden ruhte er auf seinem Lager und schlummerte von Zeit zu Zeit ein wenig. Dann band er sich die kleine Leiche, die er in ein Renntierfell gewickelt hatte, mit einem Strick aus Seehundsfell auf seinem Rücken fest und kroch aufs neue aus dem Zelt heraus und nach der Grabstätte hin, durch seine Schwäche immer wieder genötigt, anzuhalten und zu ruhen. So gelangte er endlich ans Ziel, beinahe selber ein Toter, der einen andren Toten beerdigen wollte. Mit äußerster Anstrengung bettete er die kleine Leiche in ihre letzte Ruhestatt, die mehr einer bloßen Vertiefung im Boden als einem Grabe glich, faltete seine Hände und betete ein Vaterunser. Darauf breitete er mühsam das aufgehackte Erdreich über die Leiche, wälzte von den umherliegenden Steinen so viele, wie seine Kräfte ihm noch verstatteten, oben auf das Grab, damit die wilden Schlittenhunde die Leiche nicht herausscharren und sich an ihr vergreifen möchten, dann kroch er nach dem Zelt zurück.


Eskimo in Seehundskleidung und mit Harpune (Fangschnur).

Die Anstrengung war aber für den Schwerkranken zu viel gewesen. Auf seinem Lager angelangt, fiel er in Bewußtlosigkeit. Wie lang er in diesem Zustand gelegen, das konnte er nicht angeben und sein Weib auch nicht, da auch sie todesschwach war. In den nächsten Tagen konnte keins sein Lager verlassen, keins ein Glied rühren. Mit matter Stimme sprachen sie von ihrem Ende, das sie mit Gewißheit voraussahen. Unter Tränen beteten sie zum Herrn, daß er sie um seines Verdienstes und Todes willen als arme, aber begnadigte Sünder annehmen wolle. Sollte er sie aber wider Vermuten am Leben lassen wollen, so möge er selbst ihnen doch einen Ausweg bahnen und zeigen. In Gottes Willen ganz ergeben, hatten sie nur eine Sorge, wie dasjenige von ihnen beiden, welches das andre überlebte, das Gestorbene beerdigen solle, da doch keins von ihnen vor großer Schwäche im Stande dazu sein würde. So vergingen einige Tage. (Schluß folgt).



Eine Affengeschichte aus Deutsch-Ostafrika.

Eine kleine Erzählung aus Deutsch-Ostafrika wird die lieben Leser gewiß interessieren. Darum möchte ich ihnen eine Affengeschichte erzählen.

Die Station Ipole liegt am Fuß eines Berges, der gegenwärtig mit seinem frischen Grün prächtig aussieht. Dort oben hausen eine Menge Hundsaffen, wie sich denn auch anderes Wild in den Höhlen aufhält.

Vergangenes Jahr klagten die hiesigen schwarzen Leute sehr über diese Affen, da sie ihren Feldern viel Schaden zufügten. Um dem zu wehren, wurde eines schönen Tages eine Treibjagd veranstaltet. In aller Frühe zogen die Schwarzen auf den Berg, stellten große Netze auf und reihten sie dicht aneinander. Dann machten sie aus Gras Verstecke, in denen sich einige von ihnen, mit Spießen bewaffnet, verbargen. Als dies geschehen war, konnte mit der Jagd begonnen werden. Männer und Weiber umstellten den Berg und verführten nun einen fürchterlichen Lärm. Da wollten die neugierigen Affen doch sehen, was da los wäre und kamen zum Vorschein. Nun aber trieben sie die Männer und Frauen auf die Netze zu, damit sie sich in diesen verwickelten. Ach aber, leider waren die Weiber, die beim Treiben mitbeteiligt waren, so furchtsam, daß sie vor den Affen wegliefen; und so mißglückte die Jagd. Nur ein Affe wurde lebendig im Netz gefangen, den brachten uns die Leute zum Geschenk. Einen anderen Affen schlugen sie tot, und ein dritter erhielt einen Speerstich; er entkam aber leider. Später sollte noch einmal eine Treibjagd veranstaltet werden, es wurde aber nichts mehr daraus.

Unser kleiner Hundsaffe war anfangs natürlich zornig darüber, daß er aus der schönen Freiheit in die Gefangenschaft geraten war. Wir mußten ihm eine Kette anlegen, denn einen Strick hätte er sofort durchgebissen. Später gesellte sich zu Freund Schwips, — so nannten wir ihn — noch ein kleines Wildschwein. Beide Tiere waren an dem großen Baum, der in unserem Hof steht, angebunden. Schwips schickte sich mit der Zeit in sein Los, sehnte sich aber doch hin und wieder nach seinen Kameraden auf den Berg und bellte daher öfters, wodurch die anderen Affen aufmerksam wurden und manchmal bis in die Nähe der Station kamen. Die Erzählung ist aber noch nicht zu Ende, sie hat noch ihre Folgen.


Eskimofrauen mit einem Kind.

An einem schönen Sonntagnachmittag machten wir einen kleinen Spaziergang. Unser Koch blieb

allein zu Hause. Still und friedlich lag die Station da. Als wir uns auf dem Heimweg befanden, hörten wir, daß die Affen einen fürchterlichen Lärm auf dem Berg verführten. Der Koch gab uns die Erklärung und erzählte sein gelungenes Abenteuer. In unserer Abwesenheit waren die Affen wieder einmal zum Besuch ihres Kameraden im Hofe erschienen. Als das unser Koch bemerkte, wußte er vor Schrecken nicht, was tun. Schleunigst lief er in die Küche und schlug die Arbeitertrommel. Daraufhin erschienen aus der Nachbarschaft viele Männer, die mit Stricken versehen waren. Was wollten nun die lieben Affen machen? Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich wieder auf den Berg zu flüchten. Trotzdem sind die Affen doch immer wieder in die Nähe gekommen, haben uns aber mit ihrem holden Besuch nicht wieder erfreut.



Missionsstation Hoffental in Labrador.

Freund Schwips behagte seine Gefangenschaft nun vollends nicht mehr. Einmal saß er plötzlich ganz gemütlich auf dem großen Baum und freute sich seiner Freiheit. Er hatte anstatt der Kette nur noch einen Strick um den Hals. Wir ließen Schwips wieder herunterholen. Aber nach nicht langer Zeit verschwand er plötzlich ganz im Wald. Einige Arbeiter bemerkten es, liefen ihm nach, holten ihn aber nicht mehr ein. Schwips war viel flinker und war schon längst hoch oben auf dem Berg. Was für eine Freude mag das dem ganzen Chor der Affen bereitet haben, als sie ihren Genossen nach solch langer Trennung wieder in ihrer Mitte begrüßen konnten!

Ipole, den 24. Januar 1905. **S. Rapparlié.**



Reise von Kapstadt nach Mvenyane.

(Schluß.)

6. Ans Ziel.

Beabsichtigt war am Kenigha nur ein kurzer Aufenthalt, um die Pferde zu wechseln, aber ich hatte nicht die Absicht, abzusteigen. Da kommt ein Mann an den Wagen und fragt mich auf englisch: Woher kommen Sie? Ich antworte: Von Indwe. Darauf meint er: Dann ist's besser, Sie steigen ab. Schon will ich herunterspringen, da fragt er mich plötzlich auf deutsch: Na, wie geht's denn? Ich sehe ihn mir an: es ist Br. L. aus Bethesda, der mich dorthin abholen will! Daß ich vergnügt war, könnt ihr Euch denken. Wir setzten auf einem Boot über die Kenigha, und auf der andern Seite fanden wir die Pferde vor. Ich richtete mich auf dem meinigen sogleich ein, es ging gut vorwärts, sogar streckenweis Galopp, und in $^3/_4$ Stunden waren wir in Bethesda. Mein Gepäck wurde von einer Frau auf dem Kopf hinübergetragen. Bethesda ist ein freundlicher, kleiner Ort, ganz nah an der Kenigha, die in der Nähe einen Wasserfall bildet, mitten zwischen Bergen gelegen. Wir aßen gleich zu Mittag, dann ruhte ich ein wenig. Nach dem Kaffee zeigte mir Br. L. die Station, Kirche, Schule, Garten, und ich konnte von den Äpfeln und Birnen pflücken, die es in Menge gibt; die Aprikosenzeit war gerade vorbei, und die Pfirsiche noch nicht reif. Gegen Abend kam ein Gewitter mit recht afrikanischer Heftigkeit, so daß der Hof bald in einen See verwandelt war. Wir gingen später noch einmal an den Fluß, der durch den Regen ziemlich angeschwollen war, und sahen seine braunen Wassermassen über die Felsen des Falles stürzen. Am folgenden Tag kam nachmittags Br. St. zu Pferde an, um mich nach Mvenyane abzuholen. Am nächsten Morgen ritten wir zusammen dahin. Bei Regen ging es meist bergauf, zum Teil so steil und über so felsige Partien ohne Weg und Steg, daß man es anderswo für unmöglich gehalten haben würde, daß Pferde da hinaufklettern können. Als wir die höchste Höhe zwischen Bethesda und Mvenyane erklommen hatten, schien die Sonne. Wir machten einen kurzen Halt, sattelten die Pferde ab, ließen sie laufen und stärkten uns an mitgebrachten Vorräten. Auf der einen Seite lag der zurück-

gelegte Weg, mit seinen steilen Abhängen und tiefen Tälern und dahinter die großartige, gezackte Wand der Drakenberge; auf der andern Seite das Tal der großen Mvenyane, sanftere Bergformen in leuchtendem Grün, da und dort an den Abhängen ein Stück Wald oder „Busch". Dann ging es weiter, auf ebenerem Pfad, in frischer Gangart. Auf der Farm eines Buren, eigentlich eines Engländers, luden wir uns zu Mittag ein; gastfrei ist man ja hierzulande überall; wo man hinkommt, wird man freundlich aufgenommen. Dann kam das letzte Stück des Rittes bis Mvenyane. Die Landschaft erinnerte mich oft lebhaft an das Riesengebirge. Endlich lag die Station vor uns und an Kirche und Missionshaus vorbei ging es zum Seminar, dem Endziel der langen Reise.

Liebe macht erfinderisch.

Folgender Brief von sieben jungen Mädchen aus den Vereinigten Staaten in Nordamerika an die Aussätzigen in Bethesda in Suriname zeigt uns, daß auch anderwärts Kinder das Ihre tun, um den Heiden, und besonders den bedauerlichen Kranken unter ihnen, zu helfen: „Liebe Freunde! Wir sind sieben junge Mädchen, die haben einen Verein gebildet, der sich „Hoffnung" nennt. Wir haben das kleine Büchlein über die Aussätzigen gelesen und sind dadurch sehr interessiert worden. So kamen wir zu dem Entschluß, auch etwas für Euch zu tun und Euch zu helfen. Die Bilderbücher, die wir Euch senden, haben wir selbst zusammengeklebt. Es ist ja nicht viel, aber wir senden es Euch mit unserer innigsten Liebe. Nachdem wir das kleine Büchlein über die Aussätzigen gelesen hatten, erzählte eins von unseren Mitgliedern die Geschichte von den Aussätzigen einem kleinen Jungen, der fünf Jahre alt ist, und wenn der Kleine jetzt sein Abendgebet spricht, dann betet er: „Lieber himmlischer Vater, segne die kleinen Kinder dort unten in Süd-Amerika, die den Aussatz haben!" Wir alle freuen uns, daß wir ein und denselben gütigen himmlischen Vater haben, der über Euch und über uns wacht! Wir sagen Euch Lebewohl in der Hoffnung, daß die Bücher in Euern Besitz kommen und bleiben Eure Euch liebenden Freunde." Es folgen die Unterschriften der sieben Kinder.

Ein warmer Dank.

Auch die Leser dieser Blätter haben alle herzlich teilgenommen an dem großen Schuldenberg, der auf unserer Mission lastete. Aus den Kreisen der jugendlichen Leser sind eine ganze Anzahl Gaben zur Tilgung dieser Schuld zusammengeflossen. Wir haben ja grade in der heutigen Nummer noch für eine reiche Gabe aus Gnadau zu danken. Und andere Kinder haben durch musikalische Veranstaltungen das Ihre getan, um Geld zu sammeln; sie haben z. B. die „Kindersymphonie" aufgeführt. Einzelne Kinder haben Weihnachtssterne gefertigt und aus deren Erlös zwölf Mark gewonnen. Wieder andere haben Blumen in Töpfen gezogen und sie für die Mission verkauft. Auch Stanniol ist wieder gesammelt worden. Für all diese Bemühungen sagen wir Euch allen hiermit den wärmsten Dank. Der Herr unser Gott lohne es all denen, die mit fröhlichem Herzen gesammelt und gegeben haben, reichlich. Und nun freuen wir uns alle von Herzen, daß seit dem 3. April die große, große **Missionsschuld** unserer Brüdergemeine **getilgt** ist. Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich.

Unsere Stanniolsammler

haben insbesondere Anspruch auf einen herzlichen Dank. In kleineren und größeren Mengen ist uns Stanniol in den letzten Monaten zugekommen, oft ohne Namennennung der Sammler. Bekannt geworden sind uns folgende Geber: Clara Gülke in Niesky, Frl. Morguer in Sebnitz, F. Walter in Gonheim, Schw. Schärf in Hausdorf, Br. Rüffer in Niesky, Herr Eickstädt in Schneidemühl sowie einige Freunde in Rixdorf, Herrnhut, Kleinwelka. Sie alle, Bekannte wie Unbekannte, grüßen wir herzlich.

Rätsel.

1

8 2

7 3

6 4

5

1—8 ein Jahrbuch	6—8 ein Ausruf
1—3 eine Weide	6—3 ein Ort i. d. Schweiz
1—4 ein Mädchenname	8—1 ein Ausruf
3—5 ein Fürwort	8—3 ein Stengel
5—8 ein Vorwort	8—4 ein Spiel

Th. v. C. (D.)

Mk. 4.— von der I. Klasse der Mädchenschule in Berlin, für die **Sonntagsschule in Bluefields**. — Mk. 4.34 durch Pastor Poelchau, Potsdam, in der Sonntagsschule im Brüdersaal gesammelt für **Deutsch-Ostafrika**. — Mk. 606.— Ertrag eines Bazars in der Mädchenanstalt zu Gnadau, durch Bruder E. Träger das. **zur Tilgung der Missionsschuld**. — Mk. 10.— von den Nord und Süd-Lesern in Ebersdorf bei Löbau durch Bruder G. Buck, Herrnhut **für das Aussätzigen-Asyl „Bethesda", Suriname**.

Dankend erhalten **Missions-Verwaltung, Herrnhut.**

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 6. Juni 1905. 6. Jahrgang.

Hilfe in der Not.

(Schluß.)

2. Die wunderbare Hilfe.

Benjamin fühlte sich ein ganz klein wenig stärker. Da äußerte Wilhelmine einen sehr merkwürdigen, einen vor Menschen Augen gradezu törichten und widersinnigen Gedanken. Sie fragte nämlich, ob man nicht die Schlittenhunde zu dem nächsten, sechs Stunden entfernten Nachbar mit einer Botschaft senden könne. In der Tat ein an sich törichter und widersinniger Gedanke! Diese Schlittenhunde von Labrador, halb Hund, halb Wolf, sind eine wilde, tückische Rasse; sie haben schon wiederholt hilflose Kinder und wehrlose Alte zerrissen. Alle Versuche, sie durch Güte und ruhig verständige Behandlung zu zähmen, sind gescheitert. Nur durch Furcht, durch Schläge vermag man sie einigermaßen im Zaum zu halten. Von Erziehung und Abrichtung ist bei ihnen keine Rede. Durch Peitschenhiebe kann man sie, wenn man sie vor den Schlitten gespannt hat, zwar bewegen, in einer bestimmten Richtung zu laufen, aber die Peitsche muß immer wieder ihr unerbittliches Machtwort sprechen, um die Tiere in Gang und Richtung zu erhalten. Solchen Geschöpfen einen Wink erteilen mit dem Ruf: „Apport, spring zu dem und dem!" dürfte ebenso nutzlos sein, als wenn man einem wilden Elefanten oder einem Kalbe die gleiche Zumutung stellen wollte in der Erwartung, sie würden dem Befehl Gehorsam leisten.

Ungefähr dasselbe sprachen sich Benjamin und Wilhelmine auf ihrem Krankenlager auch aus. Indes sie blieben dabei nicht stehen. Glaubten sie nicht an einen Gott, der allmächtig ist und Wunder tut? Hatte unser Herr und Heiland während seines Wandels auf Erden nicht ungezählte Kranke geheilt, ja selbst Tote auferweckt? Hatte er nicht auf dem See den erregten Wellen und dem tobenden Sturm ein Halt geboten, daß das Unwetter sich legen und die besänftigten Wellen sich glätten mußten? War nicht Benjamin selber, wenn er im schwanken Kajak zum Fang ausgefahren, gelegentlich in Gefahr geraten, ja dem Untergang nahe genug gewesen, aber doch dank der wunderbaren Durchhilfe Gottes immer wieder gerettet worden? Darüber sannen die beiden Kranken nach, daran erinnerten sie sich gegenseitig; sie sanken schließlich auf den Spruch nieder: „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich" (Luc. 18, 27) und beschlossen, am folgenden Morgen den wunderlichen Plan zur Ausführung zu bringen.

Als derselbe angebrochen war, beteten sie zuerst gemeinschaftlich darum, daß Gott der Herr ihrem Vorhaben das Gelingen schenken möge. Dann kroch Benjamin zu einem großen Kasten, der auch im Zelt stand und sehr verschiedenartige Gegenstände barg, deren man im Laufe des Sommers vielleicht einmal benötigt sein könnte. Ein Stück Papier und einen

Bleistift grub er hervor, dann legte er sich am Eingang des Zeltes auf den Leib, so daß das volle Tageslicht auf das Papier fiel, und begann zu schreiben. Das hatte er sich nicht träumen lassen, als er einst als Knabe die Missionsschule besuchte, daß die mühsam erlernte Schreibkunst ihm im späteren Leben noch so gute Dienste leisten würde. Lang wurde der Brief übrigens nicht, der Schreiber war zu schwach, um viel aufs Papier zu bringen. Er berichtete dem Nachbar bloß, daß sein Kind gestorben und er selbst wie sein Weib totkrank wären, niemand zur Hilfe und Pflege hätten und an Speise und Trank völlig Mangel litten. Nachdem Benjamin, von dem Briefschreiben völlig erschöpft, wieder eine Zeitlang auf seinem Lager geruht hatte, grub er aus jenem Kasten ein Stück weiße Leinwand heraus, wickelte sie um den zusammengerollten Brief, band beides mit einem Stück Netzgarn zusammen und kroch langsam und mühsam aus dem Zelt heraus zu seinen Hunden. Sie lagen oder saßen nach ihrer Sitte ziemlich dicht bei einander in der Nähe des Zeltes. Den Vorder- oder Leit-Hund faßte er ins Auge; er ist's, der, wenn die Tiere paarweise, aber doch in einem gewissen Abstand vor den Schlitten gespannt sind, weiter als alle übrigen vom Schlitten entfernt die Richtung angibt; ihm laufen die andern Hunde nach. An seinem Halse befestigte Benjamin nun mit Segelgarn die wichtige Botschaft. Dann richtete er sich so weit



Sommerwohnung der Eskimo auf den Erwerbsplätzen.

auf, daß er in eine knieende Stellung kam. So neben dem unvernünftigen Tiere knieend, bat er Gott inständig, er möge doch die Hunde an den rechten Platz leiten. Darauf richtete er einen Zuruf an die Hunde und deutete mit dem Arm in der Richtung, nach welcher die Hunde laufen sollten. Nun endlich konnte er erschöpft auf sein Lager im Zelt zurückkriechen. Das mochte etwa um die Mittagszeit herum geschehen sein.

Nach Verlauf von drei, vier Stunden steckte der kranke Mann seinen Kopf aus der Zeltöffnung heraus. Die Hunde bildeten den Gegenstand seines umherspähenden Blickes. Ach, welche Enttäuschung! Sie saßen oder lagen noch ruhig an derselben Stelle in der Nähe des Zeltes wie zuvor. Als er jedoch am Abend wieder Ausschau hielt, waren die Tiere wirklich verschwunden. Das bedeutete einen Hoffnungsstrahl für die beiden Kranken, wenn auch zunächst nur einen schwachen. Denn aus der bloßen Abwesenheit der Hunde ergab sich zunächst noch keineswegs mit zwingender Notwendigkeit, daß sie sich grade auf den sechsstündigen Weg zum Nachbar gemacht hatten. Sie konnten noch in der Nähe weilen, sie konnten nach dem unfernen Walde gelaufen sein, um dort ein Stachelschwein zu jagen, zumal sie seit der Erkrankung ihres Herrn ganz auf ihren eignen Broterwerb angewiesen waren und keine Fischgräte als Futter mehr von ihm erhalten hatten. Auch das kranke Ehepaar

sprach sich das aus, und doch vermochte es nicht, sich einer wachsenden freudigen Hoffnung zu erwehren. Ja, in demütig kindlichem, gemeinschaftlichem Gebet breiteten sie wieder ihre Lage vor dem Angesicht des Herrn aus. Er kenne ihre Hilflosigkeit, ihr Elend. Sie wollten ihm nichts vorschreiben darüber, daß er ihnen überhaupt und wie er ihnen Beistand leisten solle. Sie möchten aber ebensowenig durch Kleinglauben und Zweifel ihn daran hindern, daß er sie durch ein Wunder seiner Allmacht errette. Darum übergäben sie ihm den ganzen Plan mit den auf Botschaft ausgesandten Hunden; er möge damit machen, wie es ihm nach seinem heiligen Willen wohlgefiele. Schließlich empfahlen sie sich selber seinem Schutz für die kommende Nacht.

Und die Nacht kam, spät freilich, und früh zog sie schon wieder ab; denn unter diesem nördlichen Himmelsstrich sind während der Sommerszeit die Tage sehr lang und die Nächte sehr kurz, während es zur Winterszeit sich grade umgekehrt verhält. Und nicht bloß die Nacht verging, sondern auch der Morgen und Vormittag des folgenden Tages. Die beiden Kranken lagen noch wie während der letzten Zeit kraftlos und leidend auf ihrem Lager. Da — was war das? Ein Geräusch ließ sich vernehmen. Es wurde lauter, deutlicher — ja, das waren menschliche Schritte, und im nächsten Augenblick wurden von außen her durch Jemand die Felle des Zeltes auseinandergezogen. Der gute Nachbar Amos stand vor den beiden kranken Menschen. Und wie schwach diese auch waren — ein Freudenschrei brach sich doch von ihren Lippen. Wie und woher aber kam Amos? Wer hatte ihn gerufen? Kurz gesagt: Die Hunde! Amos erzählte. Am Morgen des gleichen Tages war er aus seinem Sommerzelt getreten und hatte zu seinem Erstaunen ein Rudel fremder Hunde bemerkt. Er hatte dann seine Frau herzugeholt, beide hatten die Tiere betrachtet und bald festgestellt, es müßten Benjamins Hunde sein. Darauf war der Frau das weiße Röllchen am Halse des Leithundes aufgefallen. Amos löste es rasch ab, stieß auf das Brieflein und erfuhr nun dadurch das ganze Elend, in welchem Benjamin und Wilhelmine schmachteten. So hatten wirklich — ein in der Geschichte Labradors ganz allein und einzigartig dastehender Vorfall — die wüsten, wilden Schlittenhunde, durch Gottes Willen gezügelt und gelenkt, in diesem Falle unschätzbare Botendienste verrichten müssen.

Was die Pflicht der Nächsten- und Bruderliebe nun gebot, darüber kamen Amos und sein Weib sofort zur Klarheit. Manche Eigenschaften besitzen die Eskimo, welche sie wenig liebenswürdig erscheinen lassen, aber dienstfertig, gefällig, ja geradezu aufopfernd in Fällen der Not, das sind sie. Amos überzeugte sich noch rasch, daß die Seinigen für die nächste Zeit hinreichend versorgt waren. Dann machte er sein Boot reisefertig, nahm Schiffszwiebacke, etwas Kaffee, getrocknete wie Tags zuvor gefangne Fische und Seehundsfleisch mit und fuhr ab.

Seine Ankunft bei den ganz verlassenen beiden Kranken haben wir schon erwähnt. Er waltete nun in den nächsten Tagen als Krankenwärter, so gut oder so schlecht ein Eskimo das eben versteht. Er schaffte Trinkwasser und Brennholz herbei, er bereitete in dem Öfchen des Zeltes aus Schiffszwieback einen warmen Brei, der Benjamin und Wilhelmine trefflich mundete; hatten sie doch seit längrer Zeit überhaupt nichts und vollends nichts Warmes genossen. Es zeigte sich bald, daß Benjamins Zustand nicht bloß infolge der Krankheit, sondern auch infolge von Entkräftung aus Mangel an Nahrung ein so trauriger war. Nun aber wurde er von Tag zu Tage besser, kräftiger, lebensmutiger. Nach Verlauf einer Woche konnte Amos, mit den Danksagungen seiner beiden Landsleute überhäuft, zu den Seinigen zurückkehren, während Benjamin bereits im Stande war, allein die Pflege seines kranken Weibes zu übernehmen. Wilhelmine genas auch, doch freilich sehr langsam. Beiden Gatten aber diente fortan die erfahrene Wunderhilfe Gottes immer aufs neue als ein Sporn, der sie antrieb, treu in den Wegen des Herrn zu wandeln und auf ihn ihr ganzes, unbedingtes Vertrauen zu setzen.

S.

Livingstone und der Löwe.

Eines der berühmtesten Abenteuer, die Missionare im Kampfe mit wilden Tieren erlebt haben, ist wohl das des Dr. Livingstone, das er aus seinem bewegten und an Gefahren reichen Leben in Afrika mitgeteilt hat. Zwei Jahre nach seiner Ankunft in Afrika errichtete Livingstone eine Missionsstation in Nabotsa, einem Orte, den die Löwen sehr unsicher machten. Nicht lange darauf wurden auf einem Hügel, dem Hause Livingstones gegenüber, neun Schafe von den Löwen geraubt. Die Eingeborenen wurden dadurch sehr beunruhigt und machten sich auf, den Wüstenkönigen das Handwerk zu legen. Um den Leuten mehr Mut einzuflößen, begleitete sie der unerschrockene Livingstone. Aber bald fand er, daß seine Anwesenheit nicht nötig war, und kehrte darum um. Wie er nun auf dem Rückweg um den Hügel ging, entdeckte er einen Löwen, der ganz ruhig hinter einem Busch saß. Vorsichtig nahm ihn Livingstone aufs Korn und feuerte aus seinem doppelläufigen Gewehr beide Kugeln auf ihn ab; aber der Löwe ward nicht getötet, sondern nur verwundet. Was sich jetzt weiter ereignete, lassen wir am besten Livingstone selbst erzählen. „Als ich," so etwa berichtet er, „mein Gewehr wieder lud, hörte ich ein lautes Gebrüll. Ich ging vorwärts und schaute mich von der kleinen Anhöhe, worauf ich mich befand, um. Da sah ich, wie der Löwe eben im Begriff war, sich auf mich zu stürzen. Jetzt sprang er auch schon herbei und erfaßte meine Schulter, und wir rollten beide den Abhang hinunter. Der Löwe erhob dicht

an meinem Ohr ein furchtbares Gebrüll und schüttelte mich, so wie ein Terrierhund es mit einer Ratte macht. Dabei bekam ich ein Gefühl der Erstarrung; ich geriet in einen traumartigen Zustand, in dem ich weder Schmerzen noch Furcht empfand, obwohl ich ganz genau wußte, was mit mir vorging. Ein solcher Zustand tritt warscheinlich auch bei Tieren ein, wenn sie von Raubtieren getötet werden. Wenn es sich so verhält, so ist dies eine weise Einrichtung des gütigen Schöpfers, um die Angst und Schmerzen des Todes zu verringern. — Der Löwe hatte jetzt seine Tatze auf meinen Hinterkopf gelegt. Um mich aus dieser Lage zu befreien, wandte ich mich herum. Da sah ich, wie das Tier seine Augen auf den eingeborenen Evangelisten Nebalwe gerichtet hatte, der eben den Versuch machte, aus einer Entfernung von etwa zehn Metern zu schießen. Aber sein Gewehr, eine alte Flinte, versagte. In demselben Augenblick ließ mich der Löwe los, um sich auf Nebalwe zu stürzen, und biß denselben in den Oberschenkel. Da kam uns ein anderer zu Hilfe. Ein Mann, den ich einst aus der Gewalt eines wütenden Büffels befreit hatte, eilte herbei und versuchte, den Löwen mit einen Speer zu erlegen. Nun ließ derselbe auch Nebalwe fahren und faßte jenen bei der Schulter, aber dann fiel er plötzlich tot zu Boden. Die beiden Kugeln, die ich ihm zu Anfang beigebracht, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt, sondern seinem Leben ein schnelles Ende bereitet. Das Ganze hatte sich in wenig Augenblicken abgespielt. Alle herbeigelaufenen Eingeborenen erklärten, der von mir geschossene Löwe sei der größte, den sie je gesehen hätten. Er hatte mir nicht nur den Armknochen in lauter Splitter zerquetscht, sondern auch noch mit seinen Zähnen elf tiefe Wunden beigebracht." — Als nach dreißig Jahren die Leiche dieses berühmten Mannes von treuen Eingeborenen tief aus dem Innern Afrikas gebracht ward, waren die Narben jener Wunden ein wichtiges Erkennungszeichen der Leiche Livingstones.

Eine Nacht in den Dschungeln der Tiger.

Mit Dschungeln bezeichnet man in Indien sumpfige Stellen, die mit Gesträuch, Schilfdickicht oder Schling- und Kletterpflanzen bewachsen sind. In ihrer feuchten Schwüle, die dem Menschen ja so leicht das Fieber bringt, hausen alle möglichen wilden Tiere, wie Tiger, Elefanten, Rhinozerosse, Büffel, Wildschweine und giftige Schlangen.

Einer der ersten Missionsärzte in Indien, Dr. J. Scudder, erkrankte auf einer wichtigen Reise durch Indien am Dschungelfieber. Dasselbe trat so heftig auf, daß man um sein Leben besorgt war. Als seine treue Gattin davon Kenntnis erhielt, beschloß sie sogleich zu ihm zu eilen, obgleich sie wußte, daß eine solche Reise ebenso schwierig wie gefährlich war. Ein Freund lieh ihr ein Zelt, Träger wurden gedungen, und als auch alle sonstigen Vorkehrungen getroffen waren, begab sich die Missionarsfrau auf den Weg. Auch ihren kleinen Sohn nahm sie mit. Da ihr Mann sich in der äußersten Lebensgefahr befand, setzte sie auch bei Nacht die Reise fort. Dadurch wurde die Gefahr derselben bedeutend vergrößert, denn der Weg führte durch dichte Dschungeln (Büsche), wo sich mit Vorliebe die Raubtiere aufhalten. Tagsüber bleiben diese verborgen, aber des Nachts kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um Beute zu suchen. Die Reise ging indessen gut von statten, bis man in einer Nacht an die gefährlichste Stelle der Dschungeln kam. Hier wurden die Träger durch das Gebrüll der Tiger und anderer Raubtiere dermaßen in Schrecken versetzt, daß alle davonliefen und die Missionarsfrau mit ihrem Kinde allein ließen. Was sollte diese jetzt tun? Sie mußte bleiben, wo sie war. Und — ob auch von allen Menschen verlassen, sie wußte sich geborgen in der Obhut des allmächtigen Gottes, der den Daniel in der Löwengrube bewahrt hatte. Langsam verrannen die Stunden der Nacht. Frau Scudder flehte zu dem Herrn und hielt sich dabei immer wieder die köstlichen Verheißungen des Wortes Gottes vor. Je und dann vernahm sie die stampfenden Tritte der Elefanten, die in jedem Augenblick ihr Leben vernichten konnten, dann wieder erschreckte sie das tiefe, anhaltende Gebrüll der Tiger, die raubgierig das Zelt umkreisten. Aber Gott hielt die Raubtiere zurück. Frau Scudder durfte in jener Nacht in ganz besonderer Weise die Wahrheit der Verheißung erfahren: „Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so Ihn fürchten, und hilft ihnen aus." Am nächsten Morgen setzte die Missionarsfrau die Reise fort, und als sie das Ziel derselben erreichte, fand sie zu ihrer Freude ihren Mann noch am Leben. In seinem Befinden war sogar eine Wendung zum Besseren eingetreten, und es lag keine unmittelbare Lebensgefahr mehr vor.

Rätsel.

An dem Fasse kannst Du's sehn, — Auch an den Gewehren, — Willst Du morgens früh aufstehn, — Mußt Du darauf hören.

Charlotte Waschke-Berlin.

Mk. 1.70 von N. N. durch Missionsbuchhandlung.
Dankend erhalten **Missions-Verwaltung, Herrnhut.**

Im Blick auf die bevorstehenden Missionsfeste
fordern wir zum Kauf unserer zahlreichen Missionsschriften auf und bitten auch „Aus Nord und Süd" recht eifrig weiter verbreiten zu wollen. Probenummern versendet und Bestellungen nimmt an
Die Missionsbuchhandlung-Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 7. Juli 1905. 6. Jahrgang.

Wie ein aussätziges Mädchen Segen stiftete.

Die armen Aussätzigen, die in Bethesda in Suriname nach Leib und Seele verpflegt werden, sind vielfach auch für ihre Umgebung, für die Familien, aus denen sie stammen, ein Segen. Davon zeugt folgender Brief, welchen ein aussätziges Mädchen auf Bethesda in holländischer Sprache geschrieben hat und in dem sie den Trost des Evangeliums, den sie am eigenen Herzen erfahren hat, auch in den Kreis der Ihrigen hineinträgt. Er lautet:

Bethesda, den 11. August 1904.

Liebe K. Deinen Brief habe ich empfangen. Seit ich von zu Hause fort bin, sind nun schon fünf Monate dahin gegangen, und ich habe noch nichts von meinen Brüdern (Stiefbrüdern) gehört. Fragen sie denn gar nicht nach mir? Wissen sie denn nicht, daß Du für sie die Briefe schreiben und besorgen willst? Lassen sie mich denn niemals grüßen? Haben sie das Haus nun angestrichen? Machen sie meiner armen Mutter noch immer das Leben schwer? Sie hatten versprochen, sie wollten so viel für die Mutter tun, um ihr das Leben zu erleichtern, aber es ist alles beim alten geblieben. Die arme Mutter muß weiter leiden und dulden. Ich wußte, daß es so kommen würde, ich wußte alles voraus. Sage meiner Mutter, daß sie den Mut nicht verlieren, sondern auf Gott vertrauen soll. Sie soll ihr Kreuz mit Geduld tragen, ohne zu murren. Mutter soll zu Gott beten. Er weiß alles. Wir müssen zu Gott kommen als Sünder, und durch den Glauben an Jesum Christum werden wir Vergebung der Sünden erlangen. Wir müssen nicht denken, daß wir keine Sünde haben, denn nicht nur töten und stehlen ist Sünde. Wir alle sind Sünder. Wir alle sind mit Schuld beladen. Wenn wir aber mit einem aufrichtigen Herzen zu Gott kommen, dann vergibt er unsere Sünden, dann wird Gott selbst unser Tröster, auch wenn wir ein noch so schweres Kreuz zu tragen haben. Habe Geduld, meine Mutter, und glaube an Jesus! Wer an ihn glaubt, soll das ewige Leben haben. Nun, meine liebe Freundin, endige ich den Brief mit vielen herzlichen Grüßen an meine Mutter und an Dich und an die ganze Familie, auch an die Nachbarn und Bekannten, auch an sie, die meine Feinde waren (die Stiefbrüder); grüße sie von mir. Ich bleibe Deine Dich liebhabende Freundin

C. W.

Tigerjagd in Deutsch-Ostafrika.

Aus einem Privatbrief
des Br. A. Kruppa, Missionar in Utengule im Nyassa-Gebiet.

Heut kann ich von einer Tigerjagd erzählen. Wir Missionare dürfen uns ja nicht in Gefahr begeben, wenn es nicht für unseren Beruf nötig ist, daß wir etwas im Vertrauen auf Gottes Hilfe wagen. Unsere Eingeborenen haben aber hier so oft von den Angriffen der Tiger zu leiden gehabt, daß es mir Pflicht zu sein schien, ihnen zu helfen, wenn sich eine günstige

Gelegenheit bot. Diese kam, und die Sache spielte sich folgendermaßen ab. Meine Gesellen, Brettschneider, sonstige Hilfsarbeiter und ich arbeiteten gerade tüchtig an unserm Kirchturm, damit wir noch womöglich vor Eintritt der Regenzeit fertig würden. Es war fast Mittag, der Himmel aber war mit Wolken bedeckt und daher die Hitze nicht allzu groß. Plötzlich hielten die Leute wie auf Kommando in der Arbeit inne. Mein erster Geselle, der auch gleichzeitig der erste Getaufte von Utengule ist, sagte mir, daß die Leute dort auf dem Berge um Hilfe riefen. Das Signal bedeute nämlich, ein Tiger sei in die Herde eingebrochen, habe mehrere Tiere geschlagen und sei mit einem Tier auf und davon. Ich nun nichts weiter sagen, den Hut ergreifen nebst Gewehr und Patronen und laufen, was ich konnte, war das Werk weniger Sekunden; natürlich folgten mir meine Leute auf dem Füße, da sie stets Speer und Gewehr zur Hand haben. Als wir an der Kirche vorbei kamen, warfen auch die Maurer, Handlanger und Erdarbeiter die Arbeit hin, um uns zu folgen. Und nun ging es über Stock und Stein, „daß Kies und Funken stoben". Was das Schnelllaufen anlangt, so leisten die Leute Erstaunliches. Bergauf, bergab ging es, dreimal über ein und denselben Bach. Ich konnte ihn an zwei Stellen zur Not überspringen, an der dritten aber mußten mich die Leute auf den Achseln hinüber tragen. Endlich, nach einem Eilmarsch von einer halben Stunde, machten die Leute Halt. Ich ging nun ein wenig die steile Anhöhe hinauf, um das Terrain besser übersehen zu können, da wir uns jetzt in einer, wenn auch ziemlich breiten, so doch sehr überwachsenen Schlucht befanden. Bald sagte mir denn auch einer meiner Begleiter, daß meine Gesellen und Brettschneider unten seien, um den Tiger, der unter einen mächtigen Felsblock geflüchtet sei, mittelst grüner Blätter und feuchten Grases, welches sie aufs Feuer warfen, auszuräuchern. Fast wäre auch ich dorthin gegangen, da aber schon sehr viel Leute da waren und die Schlucht sich gerade dort sehr verengte, beschloß ich, meinen einmal gefaßten Posten, von dem ich alles übersehen konnte, zu behalten, was ich auch nicht bereuen sollte. Nach ungefähr zehn Minuten, während welcher Zeit ich mich übrigens von dem angestrengten Lauf gut erholte, wurde es lebendig. Ein Schuß krachte, bald darauf noch ein zweiter, und nun hieß es: aufpassen! Richtig, da zeigte sich der freche Räuber. In ungeheuren Sätzen sprang er die mir gegenüber liegende, ziemlich steil ansteigende Felswand in die Höhe, welche bis oben hin mit Gewehrschützen besetzt war. Aber nun nicht etwa vor der Schützenlinie oder hinter derselben, sondern hoch über die Köpfe der Leute hinweg, die wohl tüchtig feuerten, ihn aber kaum verletzt haben können, da er ungeachtet des rasselnden Schnellfeuers lustig weiter sprang. Ich durfte leider von meiner Stelle aus nicht schießen, da die Gefahr zu groß war, Leute zu treffen. Schade, daß ihr es nicht sehen konntet. Es war wirklich ein prächtiges Bild, wie der Tiger mit beständigem eigentümlichen Knurren so dahin flog. Nun hatte er die Höhe erreicht. Ich glaubte sicher, er würde sich jetzt ganz aus dem Staube machen und ich würde gar nicht zum Schuß kommen; ich tröstete mich damit, wenigstens einmal eine solche wilde Bestie in Freiheit gesehen zu haben. Ein wahres Wunder war es, daß er keinen der Männer ansprang. Nun noch ein Sprung, so glaubte ich, und er ist aus dem Bereiche der Gefahr und springt in die jenseits des Hügels gelegene Schlucht. Da aber — oben angelangt macht er einen Satz nach links, etwas schräg auf mich zu, doch so, daß ihn weder die Leute oben noch unten sehen konnten, da er sich ihren Blicken, durch eine Felskante gedeckt, entzog. Ich war nun der einzige Gewehrschütze auf dieser Seite. Meine Reservemannschaft (ungefähr 20 Leute) war leider nur mit Wurfspieß und Schild bewaffnet, und zum Werfen war es zu weit. Bei dem zweiten Sprung, den er tat, schlug ich auf ihn an, beim dritten nahm ich ihn aufs Korn und stellte das Gewehr so, daß es bei der geringsten Berührung los



Schwester Miles hält Strickschule in Leh (Himalaya).

ging. Als er nun zum vierten Sprung ansetzte und mir gerade die Schulterblätter gut zeigte (der Kopf war durch einen Stein etwas verdeckt), schoß ich los. Da machte er noch einen Sprung kerzengerade in die Höhe; das war sein letzter. Oben überschlug er sich und fiel dann rasch den Abhang hinunter. Die Entfernung mag ungefähr 70—80 Meter betragen haben. Da erscholl das Freudengeschrei meiner in Reserve stehenden Leute, in das bald der ganze Chorus einstimmte. Nun rasch in die Nähe, zuvor aber noch geladen, denn Vorsicht ist immer geboten. Mir war es um das Fell zu tun, damit es die Leute nicht zu übel zurichteten. Sobald ein Tier nämlich zu Tode getroffen ist, fällt die ganze Gesellschaft über das Fell her, und ein jeder bearbeitet es nach Herzenslust mit seinem Spieß. Schon wieder krachten drei Schüsse. Schritte weit lag er hinter einem großen Stein, über und über mit Blut bespritzt. Ein Speer war ihm durch den rechten Unterarm gedrungen und hatte die Pulsader nahe dem Handgelenk durchschnitten. Sofort riß ich mein Taschentuch heraus und legte mit Hilfe eines kurzen Hölzchens eine Knebelpresse an; dann ließ ich ihn sofort auf die Station tragen, um die Wunde dort zu nähen. Zum Glück wurde größeres Unheil verhütet. Der Störenfried unserer Gegend aber, der Tiger, war nicht mehr; und unsere Eingeborenen erwiesen sich sehr dankbar für die Hilfe, die ihnen geleistet worden war.



Lager einer tibetischen Reisegesellschaft.

Nun war aber auch ich unten. Der Tiger lag wunderbarer Weise abseits, das Fell allerdings schon durch ein paar Speerstiche verletzt. Aber nicht weit ab davon bot sich ein wüstes Bild. Die Leute hieben und schlugen auf einander ein, daß es nur so krachte. Ich sprang natürlich sofort dazwischen, und nach ein paar Minuten gelang es mir endlich, Ruhe zu stiften, um zu erfahren, was das eigentlich bedeuten solle. Nach einigem Hin und Her erfuhr ich, daß die Leute, welche um Hilfe gerufen hatten, sich gar nicht an der Jagd beteiligt hatten, sobald nun aber die Gefahr vorüber war, schnell zur Stelle waren, um das tote Tier zu stechen. Das wollten ihnen nun unsere Leute wehren. Bei dem Versuch, sie abzuhalten, war der Unterhäuptling Umuasengo, der übrigens auch bei uns arbeitete, verletzt worden. Ich verlangte sofort, zu ihm geführt zu werden. Nur ein paar

Strickschule in Leh im Himalaya.

Habt ihr von dem gewaltigen Erdbeben gehört, das am 4. April die Bewohner der Täler im Himalayagebirge in schwere Sorge versetzt hat? Viele Menschen sind getötet und einige Ortschaften vernichtet worden. Auch eine unserer Missionsstationen, Kyelang, wurde arg betroffen. Die Missionare mußten ihr Wohnhaus verlassen, da es zu wanken begann. Gott sei Dank fiel es nicht ein, aber die Wände sind recht beschädigt. Das Bild zeigt uns Schwester Miles, eine unserer Missionarinnen, die jene Schreckensnacht mit erlebt hat. Hier freilich sehen wir sie bei einer friedlichen Beschäftigung. Sie hält Strickschule und zwar auf unserer Station Leh, auf der sie bis in den Herbst vorigen Jahres gewohnt hat und wohin sie wohl auch bald wieder zurückkehrt, nicht aber allein, sondern mit Br. Hermann Kunick, mit dem sie kürzlich in Kyelang getraut worden ist.

Sehen wir uns die Strickschule näher an! Auf

einem Hausdach eines Tibeters wird sie gehalten. Ställe sind im Unterstock, und eine gebrechliche Treppe führt hinauf. Der Platz ist klein, aber wenn man fleißig ist, kann man auch dort oben auf dem luftigen Balkon etwas Tüchtiges lernen. Im Haus drinnen stehen den Schülerinnen zwei Räume zur Verfügung. Da hängen biblische Bilder an den Wänden. Aber im Frühling, wenn die Sonne noch nicht zu heiß brennt, ziehen alle den Aufenthalt im Freien vor. Links unten auf dem Bilde sieht man eine aufrecht stehende Steinsäule. Das ist ein Buddha-Stein, also die Nachbildung des Götzen der Buddhisten; da aber das Gesicht nach der anderen Seite gekehrt ist, sieht man den Gott nicht gut. Auch einige der Mädchen sind Buddhisten, die anderen Mohammedaner, und doch sind alle gleich heiter und lustig und eifrig dahinterher, stricken zu lernen. Auch können sie alle nicht leise reden, sondern lärmen oft, als wenn ein jedes das andere für taub hielte. Sie kommen sehr gern zur Missionarin, und man muß sie daher lieb haben. Eines Tages fragten sie Br. Shawe, ob die Abi Jamo d. h. „Großmutter Nonne“, wie sie die Missionarin nennen, nicht bald käme. Mehrere hören biblische Geschichten sehr gern und wiederholen sie öfters, andere dagegen können sich gar nicht recht merken, was die einzelnen biblischen Bilder bedeuten. Als Br. Shawe die Photographie aufnahm, machte sich ein 12jähriges Mädchen im Haus zu tun, weil sie sich vor dem Photographieren fürchtete. Und das war die lärmigste von allen Mädchen, die sich auch immer hervortat! Im Winter hielten unsere Missionare für die Frauen zwei Lichtbilderabende ab, in denen drei Christinnen die Bilder tibetisch erläuterten. Letztere waren etwas aufgeregt, da sie so etwas noch nie gemacht hatten, sprachen aber ganz gut. Am ersten Abend fanden sich nur wenige Hörer ein, das nächste Mal kamen schon mehrere. So wenig Verlangen haben die Tibeter nach Gottes Wort. Unsere Missionare bitten daher, daß alle Freunde unsrerer Mission für diese Heiden beten möchten, daß sie ihre Häuser und Herzen dem Herrn, unserem Heilande, öffnen.

Lagerplatz einer tibetischen Reisegesellschaft.

Im vorigen Sommer rückte englisches Militär von Indien nach Tibet hinein, um die Tibeter unter den Einfluß Englands zu bringen. Die Soldaten zogen im Herbst wieder nach Haus; einige Offiziere aber blieben in Tibet, um das Innere des Landes noch weiter zu erforschen. Sie reisten nach Westen, in die Gegend der Wasserscheide zwischen den großen Strömen Sadledsch, Indus und Bramaputra. Handelsplätze wollten sie in Augenschein nehmen, z. B. den Ort Gartok, der nicht gar weit von unserer Missionsstation Poo (Pu) entfernt liegt, um dort Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Unsre Station Pu aber suchten die Reisenden auf ihrem Rückwege auf. Dort verbrachten sie das Weihnachtsfest und schenkten den Christen etwa 40 Mark als Festgabe. Unser Bild zeigt uns einen Lagerplatz dieser Reisegesellschaft, die eigentümliche Kleidung ihrer tibetischen Begleiter, die kleinen Zelte, die Reittiere und eine echte tibetische Berglandschaft in ihrer ganzen Öde und Einsamkeit.

Bewahrungen im Kampf mit wilden Tieren.

In manchen Gegenden, namentlich in Indien und Afrika, drohen den Missionaren beständig Gefahren von wilden Tieren und giftigen Schlangen. Aber wunderbar, wenn auch Gott nicht selten zugelassen hat, daß Missionare einen grausamen Tod durch Menschenhand erlitten, so lassen sich doch fast keine Fälle anführen, wo ein Missionar von wilden Tieren getötet worden ist, trotzdem die Missionare einen großen Teil ihres Lebens auf Reisen zubringen.

In Indien verloren im Jahre 1900 nicht weniger als 3444 Personen durch Tiger und andere wilde Tiere das Leben; die Zahl der an Schlangenbiß Gestorbenen betrug daselbst in dem gleichen Jahre sogar 25 837! Aber der Name keines einzigen Missionars befand sich in dieser langen Liste.

Wie viele Menschenleben jährlich in Afrika Raubtieren und Schlangen zum Opfer fallen, läßt sich nicht nachweisen, aber jedenfalls ist auch dort ihre Zahl nicht gering. Als die großartige, 1901 vollendete Uganda-Eisenbahn gebaut wurde, die von Mombassa am Indischen Ozean bis Port Florence am Victoria-Nyassa-See eine Strecke von 880 Kilometern durchläuft, da waren die Arbeiter Monate lang in beständiger Furcht vor den beutegierigen Löwen. Bei der größten Wachsamkeit war es nicht zu verhindern, daß eine ganze Menge Eingeborener und auch etliche Weißen von Löwen getötet wurde. Einige Leute wurden sogar von den unverdeckten Wagen hinweggerissen. Während dieser Zeit haben viele Missionare in jenem Gebiet Reisen von einer Station zur andern unternommen, aber keinem von ihnen ist ein Leid geschehen. Das verdanken die Missionare der Bewahrung Gottes.

Sammelstellen für Stanniol.

Mit herzlichem Dank empfingen wir 8 Pfd. Stanniol von Herrn Lehrer Scholz in Berlin gesammelt, 2 Pfd. von den Kindern der Gubener Sonntagsschule. Wer sammelt weiter?

Wir würden gern der Portoersparnis wegen an verschiedenen Orten Sammelstellen gründen, von wo aus größere Sendungen an uns geschickt werden könnten. **Wer übernimmt eine solche Sammelstelle?** Wir werden sie dann in diesem Blatt bekannt geben. Zuschriften erbittet

Die Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 8. August 1905. 6. Jahrgang.

Einzug des Evangeliums in Alaska.

1. Land und Leute in Alaska.

Es ist ein gewaltig großes Gebiet, das, Alaska genannt, die Nordwestecke von Amerika umfaßt und durch die langgestreckte Inselgruppe der Aleuten wie mit einem Zeigefinger nach der sibirischen Halbinsel Kamschatka hinüberweist. Auf einer Weltkarte freilich und selbst noch auf einer Karte von Nordamerika sieht es sehr klein aus; und doch ist es mehr als doppelt so groß, als unser deutsches Vaterland. Aber die eingeborene Bevölkerung, meistens Eskimos und Indianer, ist nur sehr gering. Sie mag vielleicht, wenn es hoch kommt, 40 000 Köpfe betragen. Um so größer ist aber in den letzten Jahren das Einströmen der weißen Leute gewesen. Man hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß Alaska ein reiches Goldland ist, besonders die Gegend am Klondike und den anderen Zuflüssen des Yukon, des Hauptstromes von Alaska. Das hat Tausende und Abertausende weiße Leute angezogen, Glücksritter vielfach und Abenteurer, leider nicht gerade die besten Elemente.

Von diesem Reichtum hatte man 1867 noch keine Ahnung, als die Vereinigten Staaten von Nordamerika Rußland, dem es bis dahin gehörte, Alaska für rund 29 Millionen Mark abkauften. Man meinte damals, Nordamerika habe ein recht schlechtes Geschäft gemacht. Aber den Vereinigten Staaten ist es in den dreißig und mehr Jahren gelungen, die seit der Erwerbung verflossen sind, den ungeheuren Reichtum des Landes mehr und mehr zu erschließen. Zwar gestattet das nördliche Klima nicht den Anbau von Getreide; statt dessen aber bekleiden prachtvolle Nadelwälder den Fuß wie die Abhänge der Gebirge und sichern einen fast unerschöpflichen Holzvorrat. Und in den Ebenen gibt es Land- und Wassertiere im Überfluß, wilde Gänse und Enten, Schneehühner und Schneehasen, vor allen Dingen kostbare Pelztiere, außerdem Fischottern, Bären, Füchse verschiedener Art, ein dunkles Eichhörnchen mit einem sehr geschätzten Fell und an den ausgedehnten Küsten Seehunde, Walrosse und Walfische; beträgt doch die Pachtsumme, die eine einzige Handelsgesellschaft der Union für das Recht des Fanges der Pelzrobben auf einer einzigen Inselgruppe zu zahlen hat, allein vier Millionen Mark. Und im Inland, da wimmeln die Bäche, die gewaltigen Ströme, die vielen Landseen von Fischen mannigfacher Art und Größe, unter denen namentlich die Lachse einen reichen Gewinn abwerfen. Die Konserven- und Fischverwendungsfabriken Alaskas versenden jährlich fünf Millionen Büchsen Lachs. Und zu diesen Reichtümern auf der Erde kommen die unter der Erde, die ergiebigen Kohlen-, Silber- und Kupferlager, vor allen Dingen die ausgiebigen und sehr leicht zu erschließenden Petroleumquellen, und nun zu alledem noch die reichen Goldschätze.

Doch von alledem soll hier nicht ausführlich die Rede sein. Uns interessiert hier nicht Alaska als ein

wirtschaftlich wertvolles Land; uns interessiert es als Missionsland. Und da gedenken wir zweier warmer Freunde Alaskas und seiner Eingeborenen; der eine ist ein Russe, der andere ein Amerikaner, wie es also auch der politischen Geschichte dieses Landes entspricht.

2. Was ein Russe für Alaska getan hat.

Es kann auch einem evangelischen Christen eine herzliche Freude sein, einem Missionar einer anderen Kirche einmal ein Denkmal zu setzen, das er verdient. Ein solches verdient der griechisch-katholische Missionar Wenjaminoff, von dem man den Eindruck hat, daß er wirklich eine von Christi Geist erfüllte Persönlichkeit gewesen ist. Er war Pope in Sibirien gewesen, als er von seinem Bischof 1826 als Missionar nach Alaska gesandt wurde. Er brachte in die bis dahin sehr oberflächlich und nur äußerlich betriebene Art der russischen Missionsarbeit einen ganz neuen Zug und heiligen Ernst hinein. Besonders die Aleuten haben ihm sehr viel zu verdanken. Sie merkten gar bald den Unterschied zwischen den bisherigen Missionsarbeitern und diesem begabten, gewissenhaften und liebevollen Mann. In gründlicher Weise studierte er die aleutische Sprache, bildete sie zur Schriftsprache aus und erfand neue Schriftzeichen für ihre eigentümlichen Kehllaute. Er gab ihnen einen Katechismus, übersetzte ihnen das Matthäusevangelium, einen Teil des Lukasevangeliums und die Apostelgeschichte; schrieb endlich auch eine Christenlehre, betitelt „Der Weg zum Himmel“.



Häuser der Stationsbewohner in Weipa (Australien).

Der eifrige Glaubensbote beschränkte seine Tätigkeit aber nicht etwa nur auf die Bevölkerung der Aleuten, sondern unternahm auch Predigtreisen zu den Festlandsstämmen. Einen gewaltigen Eindruck machte seine aufopferungsvolle Liebe auf die Eingeborenen, als er zu Anfang des Jahres 1829 beim Ausbruch einer verheerenden Blatternepidemie als barmherziger Samariter von Hütte zu Hütte eilte und den Opfern der Seuche Trost und Hilfe spendete. Nach einigen Jahren wurde dann Wenjaminoff nach Sitka, der Hauptstadt von Alaska, gelegen in jenem Teil des Landes, der sich an der Küste von Canada nach Süden erstreckt, versetzt und ihm als Bischof die Oberleitung der gesamten russisch-orthodoxen Mission von Alaska übertragen. Unter seiner Leitung blühte die Mission schön auf. Auf allen Missionsstationen wurden Schulen für die eingeborene Jugend eingerichtet, auf einigen auch Asyle für Waisenmädchen. In Sitka selbst wurde eine Theologenschule ins Leben gerufen, die dann zum Range eines bischöflichen Seminars erhoben wurde. Als 1867 Alaska nordamerikanisch wurde, wurde Wenjaminoff zunächst zum Erzbischof von Kamschatka ernannt und ist dann in hohem Alter als Metropolit von Moskau gestorben. Leider ist die Mission der russisch-orthodoxen Kirche, die jetzt in Alaska etwa 13000 Anhänger zählen mag, seitdem wieder sehr heruntergekommen, sodaß selbst ihr gegenwärtiger Oberleiter urteilt: „Die orthodoxe Missionssache befindet sich in Alaska in einem traurigen Zustande, und daran ist die Unwissenheit unserer Missionare und ihre Lauheit im Predigen Schuld.“ Um so mehr hebt sich heute noch die Lichtgestalt des warmen Freundes der Alaskaner, Wenjaminoff, ab, von dem ein gründlicher Kenner Alaskas gesagt hat: „Alles, was sich unter den Aleuten Gutes findet, muß diesem edlen und frommen Missionar zugeschrieben werden, der allein von allen griechisch-katholischen Missionaren ein unauslöschliches Gedächtnis der Frömmigkeit, Selbstaufopferung, Liebe zu Gott und den Menschen und wahren Missionseifers hinterlassen hat.“

3. Wie die Brüdergemeine in die Arbeit gerufen wurde.

Der zweite warme Freund Alaskas, dessen wir gedenken, ist ein Amerikaner, Dr. Sheldon Jackson. Erst zehn Jahre, nachdem Alaska in amerikanischen Besitz übergegangen war, kam der erste evangelische Missionar ins Land, eben dieser Dr. Sheldon Jackson. Im Jahre 1877 gründete er die erste Station seiner Gesellschaft, der sogenannten nördlichen Presbyterianer der Vereinigten Staaten, in Fort Wrangell, der dann in den folgenden Jahren noch neun andere Stationen derselben Gesellschaft folgten, fast ausschließlich unter den Indianern. Die wichtigste der Stationen ist das bereits genannte Sitka, wo die Presbyterianer eine große Industrieschule unterhalten, die 1880 aus kleinen Anfängen entstanden, jetzt über 150 Zöglinge hat. „Um das $2\frac{1}{2}$ Stock hohe, 130 Fuß lange und 50 Fuß breite eigentliche Schulgebäude gruppieren sich die Kirche, je ein Krankenhaus für Knaben und Mädchen, ein Bibliotheks- und Museumsgebäude, eine Dampfwaschanstalt, zwei Industriewerkstätten und acht Musterhäuser, die sich frühere Zöglinge der Anstalt erbaut haben. Den Schulunterricht erhalten beide Geschlechter gemeinsam. Außerdem werden die Knaben je nach ihrer Neigung als Zimmerleute, Böttcher, Tischler, Schuhmacher und

Bäcker ausgebildet, während sich die Mädchen in gründlicher Weise mit allen Arbeiten in Küche und Haus vertraut machen müssen. Ja die Anstalt besitzt sogar ein eigenes Musikkorps von zwanzig Mann. Die Anstalt gilt an der ganzen Küste in den Augen der Indianerbevölkerung als ein Zufluchtshafen, wohin sich die Kinder und jungen Leute flüchten, die in Gefahr stehen, wegen einer Zaubereianklage der Tortur zu verfallen oder von habgierigen Verwandten in ein Leben der Schande an irgend einen Goldgräber verkauft zu werden." Auf anderen Stationen finden wir denn wieder andere Industriezweige, z. B. Sägemühlen und Konservenfabriken.



Grundgraben und Steinetragen für die neue Kirche in Weipa.

Aber Dr. Sheldon Jackson war nicht damit zufrieden, nur seine eigene Kirche auf dieses Missionsfeld geführt zu haben. Unaufhörlich hat er durch Wort und Schrift die verschiedensten Missionsgesellschaften und Kirchengemeinschaften auf Alaska hingewiesen. Vom Jahre 1877 bis 1884 hat er in sämtlichen größeren Städten Nordamerikas etwa 900 Vorträge über Alaska gehalten. So trat denn eine Gesellschaft nach der andern in die Arbeit ein, bischöfliche und methodistische, Baptisten und Kongregationalisten, Quäker und Freigemeinden.



Eckſteinlegung für die neue Kirche.

Eine der ersten, die seinem Rufe Folge leistete und die uns besonders interessiert, war die Brüdergemeine, und zwar ihr amerikanischer Zweig. Diese bat er besonders um Hilfe für die Eskimos, unter denen ja die Brüdergemeine bereits in Grönland und Labrador gearbeitet hatte. Ein fröhlich zusagender Bescheid erfolgte. Einige Zeit darauf erschien Dr. Jackson persönlich in Bethlehem in Pennsylvanien, wo die Oberbehörde der amerikanischen Brüdergemeine ihren Sitz hat, um Näheres zu verabreden. Bei dieser Gelegenheit hielt er auch eine Missionspredigt, die auf die ganze Gemeine einen tiefen Eindruck machte und 5 Studenten der Theologie bewog, sich für die neue Arbeit zu melden. Heute hat die Brüdergemeine drei Haupt- und vier Nebenstationen in Alaska mit acht Missionaren. Ein kleines Bild aus dem Leben zeichnet uns Jackson: „In einigen ihrer (der Brüdergemeine) Dörfer haben sie jeden Abend einen Vespergottesdienst. Wenn die Bettgehzeit kommt, ertönt die Glocke der kleinen Kirche, und die ganze Bevölkerung, mit Ausnahme der Kleinen, geht in die Kirche. Ein junger Mann liest einen Bibelabschnitt, erklärt ihn, betet; und dann gehen alle nach Haus und zu Bett. Wo kann man Lieblicheres finden auf den bevorzugtesten Plätzen in den Vereinigten Staaten?"

Dr. Sheldon Jackson ist heute nicht mehr Missionar. Aber sein warmes Herz hat er sich für Alaska bewahrt. Ja er hat heute fast noch mehr Gelegenheit, für das Land einzutreten, als früher. Denn er bekleidet einen hohen Posten. Er ist nämlich von der nordamerikanischen Union zum Generalinspektor des gesamten Schul- und Erziehungswesens in Alaska ernannt und als solcher seit 1885 tätig. Alljährlich vom Mai bis zum September bereist er seinen ausgedehnten Bezirk von der Südgrenze hinauf bis an die Eismeerküste und hat schon manche treffliche Ein-

richtungen treffen können. Um nur eins zu erwähnen, ist es auf sein Betreiben geschehen, daß jetzt Renntiere in Alaska eingeführt sind, was für die Zukunft des Landes und seiner Bewohner noch einmal von großer Bedeutung werden kann (s. „Aus Nord und Süd“, Januar 1904). (Schluß folgt.)

Ecksteinlegung der neuen Kirche in Weipa in Australien.

Mit drei Bildern.

Unsere Missionsstation Weipa im Norden des australischen Festlandes besteht erst seit sieben Jahren. Im Juni 1898 begann Br. Brown (sprich Braun) dort seine Arbeit. Was ist seitdem unter den Wilden Australiens, die dort wohnen, erreicht worden! Sieh das schöne Missionshaus mit der luftigen Veranda auf dem einen Bilde und auf dem anderen die Häuserreihe der Eingeborenen, und auf dem dritten die friedliche Ansammlung von weißen und schwarzen sittsam gekleideten Menschen, und du bekommst einen Begriff von der gewaltigen Umwandlung, die da geschehen. Wo früher wüstes Buschland war, wo man weit und breit kein Haus sah, wo die Schwarzen nur in Höhlen wohnten und der Fuß eines Weißen fast nie sich hinwagen durfte, findet man jetzt menschenwürdige Wohnungen, da leben jetzt die grausamen Wilden in Friede und Eintracht zusammen, ja da kann es Tage geben, wo eine ganze Schar von Weißen sich zusammen findet, um im Verein mit den früheren Menschenfressern ein schönes Fest nach Christenart und Christensitte zu feiern.

Das dritte Bild führt uns eine festfeiernde Menge vor. Sieh die Fähnchen auf den langen Stangen, sieh die weißgekleideten Mädchen und Frauen — alles macht einen festlichen Eindruck. Und was feiern sie? Vorn auf dem Bilde siehst du einen großen Stein, das ist der Eckstein der neu zu erbauenden Kirche. Wie wir in deutschen Landen einen Grundstein zu einem neuen Hause legen, so feiert man in englischen Gegenden und so auch in Australien die Ecksteinlegung. Der Herr, der neben dem Steine mit der Maurerkelle in der Hand dasteht, ist eben im Begriff, die Feierlichkeit zu beginnen, daneben aber hat Br. Brown mit seiner Frau und mit seinen wie mit den schwarzen Kindern, welche die Missionsschule besuchen, Aufstellung genommen.

Gab es denn aber bisher, diese ganzen Jahre hindurch, noch keine Kirche in Weipa? O gewiß, Br. Brown hat sehr bald nach dem Bau seines Wohnhauses auch ein Haus errichtet, in dem die Gottesdienste gehalten werden konnten. Aber das mußte billig gebaut werden, es war daher aus Baumrinde und Brettern aufgeführt, wie man dortzulande einfache Häuser baut und wie z. B. auch die Eingeborenen-Wohnungen hergestellt sind. Es sollte nur für eine Zeitlang gebraucht werden, bis die Zahl der Kirchbesucher so wuchs, daß man ein größeres Haus brauchte und bis das nötige Geld dazu gesammelt war.

Jetzt war diese Zeit gekommen. Am 3. August vorigen Jahres hatte Br. Brown in der Kirche bekannt gemacht, daß der Bau beginnen sollte, und hatte alte und junge Leute aufgefordert, Steine zusammenzutragen und mit zu helfen beim Graben des Grundes. Da sieh auf dem zweiten Bilde, welche Wirkung diese Ermahnung hatte. Da graben die Mädchen und tragen Steine zusammen, und ein kleiner 3jähriger Bursche steht in Tränen da, weil er noch zu klein war, um mitzuhelfen. Als ihm dann Schw. Brown einen Stein gab, den er tragen konnte, da war er beruhigt, und die Sonne schien bald wieder auf seinem Gesicht. Als sie alle tüchtig gearbeitet hatten, erhielt jedes Kind etwas Mehl, und daraus wurde ein wohlschmeckender Brei bereitet und ein festliches Mahl gehalten.

Einige Tage darauf aber, am 10. August, da waren jene weißen Leute zum Besuch gekommen, unter denen Herr Embley, der Besitzer einer benachbarten Viehplantage, war und auch eine in unserer englischen Brüdergemeine Ockbrook erzogene Dame; und nun wurde ein Fest gefeiert und der Eckstein feierlich gelegt. Zweihundert Schwarze wohnten der Feier bei. Schw. Schick, die Lehrerin der Kinder, führte Gesänge auf, es wurde wieder ein einfaches Festmahl gehalten, wahrscheinlich auch Spiele gemacht, jedenfalls war es ein schöner Tag, an den sich die Bewohner Weipas noch lange erinnern werden.

Ja ein Kirchbau im Heidenlande ist immer ein bedeutsames Ereignis. Da, wo früher, Jahrzehnte oder Jahrhunderte lang, nur böse Heiden, wilde und grausame Menschen lebten, die nach Gott nicht fragten und Gottes Wort nicht kannten, soll nun ein Haus zu Ehren Gottes gebaut werden, in dem das Wort von der Liebe dieses Gottes gepredigt wird, die allen, allen Menschen gilt; das Wort von der Liebe des Heilandes, der auch für die schlechtesten und verworfensten Menschen gestorben ist. Es gibt schon einige Christen in Weipa. Es sind ihrer aber erst wenige. Möchte in dem neuen Kirchlein manch einer seinen Heiland finden und durch die Taufe ein Glied der christlichen Gemeine werden!

Rätsel.

Herrlich hat er prophezeit — Als Prophet in alter Zeit; — Angehängt ein Konsonant — Ist's als Königin bekannt.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 9. September 1905. 6. Jahrgang.

Armer Junge!

Der Winter war vorüber, die große Bucht, an welcher die Missionsstation Rama (in Labrador) gegründet ist, lag schon eisfrei da, nur das Land und die Berge ringsum bedeckten noch gewaltige Schneemassen. Br. Stecker, der dort angestellte Missionar, und sein jüngerer Amtsbruder waren grade im Begriff, das für ihren Haushalt zum Trinken, Kochen und Waschen nötige Wasser herbeizuschaffen — eine ganz umständliche Sache. Denn da die Quellen und Bächlein in der Nähe des Missionshauses noch nicht aufgetaut waren, mußte man das unentbehrliche Naß aus ziemlich großer Entfernung vermöge des Hundeschlittens herbeiholen. Während sein Amtsbruder sich mit dem Einspannen der Schlittenhunde beschäftigt, bindet Br. Stecker selber die Wasserfässer auf dem Schlitten fest.

Da kommt ein eskimoischer Mann namens Abjathar gemächlich angeschlendert und sagt zu Br. Stecker: „Aggiamik pijomajokarpok!“ das heißt auf gutes Deutsch: „Es will jemand eine Feile haben!“ Daß der Mann selber sie haben, sie sich leihen will, daß ein ganz bestimmter Anlaß vorliegt, weshalb er sie leihen will, daß dieser Anlaß durchaus keinen Aufschub duldet, sondern daß die Feile so rasch wie möglich herbeigeschafft werden möchte — von alledem sagt er keine Silbe, sondern bleibt ruhig stehen, nachdem er jene zwei Worte ausgesprochen, und steht da stumm wie ein Fisch. Das ist so die Art vieler Eskimo. Wortkarg und redeträge bilden sie den schärfsten Gegensatz zu manchem Menschenkinde hierzulande, das mit seinem unerschöpflichen Wortschwall andre halb totredet und viel ungewaschnes Zeug über seine Lippen bringt, dessen ganz uneingedenk, daß auch in seiner Bibel das Wort geschrieben steht: Ich sage Euch, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben (Matth. 12, 36).

Br. Stecker legt sich jene zwei Worte so zurecht: Aha, Abjathar will im Missionskaufladen für einen seiner Landsleute eine Feile kaufen. Das hat aber doch gewiß keine solche Eile. Zudem sieht er ja, daß ich jetzt grade beschäftigt bin und etwas Notwendiges zu erledigen habe. Darum gibt er dem Eskimo folgenden Bescheid: „Du mußt wiederkommen, jetzt fahren wir fort.“ Stumm bleibt Abjathar neben ihm stehen, während der Missionar weiter an seinen Wasserfässern hantiert. Da kommt der Amtsbruder atemlos mit einem ihm über dem Anspannen entwischten Hunde zurück und sagt: „Dort weiter unten am Strande ist ein Haufen Leute versammelt. Man hört auch immer wieder ein jämmerliches Geschrei, es muß irgend ein Unglück passiert sein.“

Nun nimmt Br. Stecker seinen wortkargen Nachbar scharf ins Verhör. „Hat sich ein Unglück zugetragen?“ — „Ja“, sagt der Eskimo, „es hat sich

eins zugetragen.“ — „Was ist geschehen?“ — „Abel hat sich einen Fischhaken ins Gesicht geschleudert.“ — „So?“ schreit der Missionar erregt, „und ist denn der Haken noch nicht heraus?“ — „Nein“, antwortet Abjathar, „er sitzt noch im Gesicht, und eben deshalb möchte ich die Feile haben.“ — „Komm mit!“ ruft der Missionar, läßt Wasserfässer, Hunde und Schlitten im Stich, stürzt ins Haus, übergibt dem Eskimo die Feile und sagt: „Lauf, so schnell dich deine Beine tragen! Ich suche nur noch Arznei wie Verbandzeug rasch zusammen, dann folge ich dir auf dem Fuße!“

Während Br. Stecker das besorgt, erzählen wir, was sich eigentlich zugetragen hat. Der zwölfjährige Abel war mit einigen gleichaltrigen Kameraden in einem Boot ein Stück auf die Bucht hinausgefahren, um Fische mit dem Angelhaken zu fangen; denn die Eskimoknaben üben sich schon von früher Jugend an in dem Beruf, der ihnen später ihren Lebensunterhalt verschaffen soll. Das Angeln auf der See geschieht etwas anders als das in Flüssen und Teichen. Schon das Fanggerät ist etwas verschieden, eine Angelrute benutzt man zur See nicht. Vielmehr besteht die Einrichtung desselben und ihre Anwendung in folgendem. Der rundgebogne, mit Widerhaken versehene, sehr scharfe und spitze Angelhaken ist am einen Ende an einer sehr langen Schnur befestigt, die über ein viereckiges kleines Holzgestell gewickelt ist. Ein kleines Stück von dem Angelhaken entfernt, aber ebenfalls an der Schnur angebunden, befindet sich ein längliches Bleigewicht. Hat man nun vorsichtig, um seine Finger nicht zu verletzen, die Lockspeise (meist ein Stück vom Körper einer zerschnittenen Muschelschnecke) auf den spitzigen Angelhaken gespießt, so wirft man ihn wie das Bleigewicht ins Wasser, wo sie beide hinuntersinken bis auf den Grund des Meeres. Dabei läßt man die von dem Holzgestellchen sich abwickelnde Schnur lose zwischen zwei Fingern durchgleiten, weil man dann aus der sich entweder deutlich oder gar nicht mehr bemerkbar machenden Schwere des Gewichtes schließen kann, ob Haken und Gewicht den Meeresgrund schon erreicht haben oder nicht. Ist beides unten in der Tiefe angelangt, so zieht man wieder 1—2 Armlängen von der Schnur ein ins Boot. Denn die Fische, denen nachgestellt wird, liegen ja nicht auf dem Meeresgrund, sondern schwimmen 1—3 Fuß über demselben hin und her. Darauf hält man die Schnur zwischen zwei Fingern des frei über den Bootsrand ausgestreckten Armes und wartet. Worauf? Auf einen leisen Ruck, der sich vermöge der Schnur aus der Tiefe bis hinauf in die Fingerspitzen fortsetzt. Dieser Ruck ist das untrügliche Zeichen, daß ein Fischlein da unten der Versuchung an der Lockspeise nicht widerstehen konnte und sich die böse Spitze mit den Widerhaken beim Zuschnappen in den Oberkiefer gejagt hat. Nun ist Eile geboten, damit die Beute sich nicht wieder loszapple. Mit beiden Händen zugreifend zieht man die Schnur so rasch wie möglich ein und läßt sie neben sich ins Boot fallen. Da, was ist das? Schon blinkt und glitzert etwas silberhell aus der Flut herauf — noch ein paar Griffe — das Gewicht wie der Angelhaken kommen empor und am letzteren hängt, sich ungebärdig hin- und herschlängelnd, der gefangene Bewohner der Tiefe. Im Augenblick ist ihm der Haken aus dem Maul genommen, er wandert in einen Korb, der im Boote steht, eine neue Lockspeise wird am Angelhaken befestigt, und er gleitet zu neuem Fang wieder in die Tiefe. Der euch das erzählt und selber mehr als einmal an einer solchen Fischjagd teilgenommen hat, kann euch versichern, daß sie einen ganz eigenartigen Reiz und viel Vergnügen gewährt — vorausgesetzt, daß die Fische in



Alt und jung in Labrador, wenn es etwas zu sehen gibt.

der Tiefe immer rasch zubeißen und den Fischer oben im Boot nicht zu lang auf sich warten lassen.

Letzteres war aber der Fall an dem Tage, an welchem Abel mit seinen Kameraden sich auf den Fang begeben hatte. Die Sonne schien hell, so daß auch die Fischlein in der Tiefe aus ihren kleinen Augen die herabhängenden Haken mit Mißtrauen betrachten und vorsichtig und scheu an ihnen vorüberschwimmen konnten. So fingen die Knaben in längerer Zeit nur wenige Fische. Dazu kam der Mangel an Geduld und Beharrlichkeit, der auch der eskimoischen Jugend nicht fremd ist. Kurz, es wurde bald beschlossen, die Angelruten einzuziehen, den Fang für heute einzustellen und wieder ans Land zu fahren. Als Abel sein Fanggerät ebenfalls in Sicherheit bringen wollte, riß er im Übermut das von dem Gewicht beschwerte, äußerste Ende seiner Schnur mit einem so gewaltsamen Ruck aus dem Wasser, daß der Angelhaken ihm ins Gesicht flog, sich von der rechten Seite her in die Nase an ihrer Wurzel bohrte, durch sie hindurchdrang und mit der Spitze dicht unter dem linken Auge herausfuhr. Das tat nun furchtbar weh, Abel schrie laut und herzbrechend vor Schmerz. Dabei floß ihm das Blut in Strömen aus der Nase wie aus der Wunde in der Wange. Seine Kameraden taten das einfachste und klügste, was sie zu tun vermochten, sie ruderten so schnell wie möglich auf das Ufer zu, wo sich, durch Abels Geschrei herbeigelockt, andere Knaben und auch Erwachsene in immer größerer Zahl zu sammeln begannen, jener Haufen, den Missionar Steckers Amtsbruder von weitem bemerkt hatte.

Das Aussteigen, aber auch noch einige andre Umstände verursachten dem Knaben gesteigerte Schmerzen, so daß er noch jämmerlicher schrie als zuvor. Wie allgemein nämlich auch das Bedauern mit ihm und der Wunsch ihm zu helfen war, ebenso groß war auch die Kopflosigkeit der Kleinen wie der Großen. Man versuchte, ihm den Angelhaken aus der Wunde zu ziehen, jedoch natürlich völlig vergeblich, da die Widerhaken sich dagegen stemmten. Auf den Gedanken, die Angelschnur von dem Haken loszuschneiden, kam auch niemand. Da passierte es denn immer wieder, daß Neuherzukommende auf die Schnur traten, sie dadurch anspannten und dem armen Jungen erhöhte Pein verursachten. Endlich schlug jemand vor, die Spitze des Hakens abzufeilen. Abjathar übernahm es, den Vorschlag auszuführen; in welcher Weise er das tat, haben wir schon vorhin erfahren.



Schw. van Calkers Nähschule in Tabase im Kaffernlande.

Vernunft kam erst in die Behandlung des Verwundeten, als Br. Stecker in vollem Lauf anlangte. Er hatte schon von weitem das Geschrei des armen Abel gehört und fand ihn nun auf der Erde liegend, drei Weiber hielten seinen Kopf und Abjathar feilte. Zugleich bemerkte er, wie immer wieder Leute auf die verhängnisvolle Schnur traten und dabei unabsichtlich immer wieder an dem Haken rissen und rückten, die Pein des armen Abel vermehrend. Der Missionar schnitt sie also ab und wies Abjathar an, wie er die Feile mit größerer Behutsamkeit handhaben müsse. Als endlich die Spitze mit den Widerhaken abgefeilt war, zog der Missionar mit der äußersten Vorsicht den übrigen Teil des Angelhakens aus der Wunde und untersuchte dann diese gründ-

lich. Das war nicht so leicht, weil man vor lauter Blut die beiden Öffnungen kaum finden konnte; die Anwendung von mitgebrachtem warmem Wasser vermöge eines Schwammes gestattete es endlich. Zum Glück erwies sich der Augapfel selber als unversehrt. Auf die beiden Wunden preßte der Missionar Arnika-Umschläge. Dann geleitete er den arg mitgenommenen Abel in die elterliche Hütte, gab ihm auch Arnika ein und unterrichtete die Mutter des Knaben genau, wie und wie oft sie die Umschläge während der Nacht erneuern müsse.

Kaum glaublich erscheint es, ist aber eine unleugbare Tatsache, daß Abel 2 Tage darauf sich wieder so munter und behende im Freien tummelte, als ob nichts geschehen wäre. Einen Denkzettel hat er aber doch für zeitlebens bekommen, der ihn zur Vorsicht in der Behandlung von Geräten des Fischfanges und der Jagd mahnt, und das ist kein Schade; denn die Eskimo sind in dieser Beziehung von Natur sorglos und unvorsichtig bis zur Wagehalsigkeit und Vermessenheit. S.

Einzug des Evangeliums in Alaska.

(Schluß.)

Wenn jetzt Jackson in einem kleinen Artikel in einer amerikanischen Zeitschrift auf die 25 Jahre evangelischer Arbeit zurückblickt, dann kann er darauf hinweisen, daß an 10 000 Eingeborene durch die verschiedenen Gesellschaften mehr oder weniger unter den Einfluß des Evangeliums gekommen sind. „Drei- oder viertausend von ihnen können wir als Abendmahlsberechtigte, also als volle Kirchenglieder bezeichnen, und viele tausend Kinder sind in der Schule.“ „Freilich“, fährt er fort, „wenn man den Durchschnitts-Goldgräber nach dem Resultat der Mission fragt, so wird er sagen, daß der Erfolg der 25jährigen Arbeit gleich Null ist. Aber er denkt nicht daran, daß das, daß er überhaupt sicher in diesem Lande sein kann, ein Erfolg der Mission ist. Während der letzten Jahre sind viele tausend weiße Leute von allen Teilen Amerikas in die Alaska-Goldminen gezogen. Einige von ihnen sind Hunderte von Meilen nordwärts vorgedrungen bis zum Polarkreis und haben gefunden, daß sie vollkommen sicher waren, wohin sie immer kamen. Und wenn der Goldgräber am Verschmachten ist, so wird der Eingeborene seinen letzten Bissen Fisch mit ihm teilen. Warum kann der weiße Mann also überall hingehen? Es war nicht immer so.“ Und dann schildert Jackson, wie die Zustände früher so unsicher und die Eingeborenen so hinterlistig und tückisch gewesen wären und wie dann die Mission die Umwandlung hervorgerufen habe, die jetzt vor aller Augen sei.

Gedenken wir Alaskas und des Visitators Br. Hamilton aus der Missionsdirektion der Brüdergemeine, der gegenwärtig unsere dortigen Missionsstationen besucht! Seine Aufgabe ist keine leichte. Schon die Reisen sind äußerst beschwerlich. B. M.



Neue Kirche in Belmont in Trinidad.

Belmont

ist der Name einer Vorstadt der Hauptstadt von Trinidad Port of Spain. Dort wurde im Dezember 1904 die dritte Kirche eingeweiht, die wir jetzt auf jener Insel besitzen, auf freier Höhe mit schönem Ausblick auf Stadt und Meer. Den Missionar Br. Richard mit seiner Frau sehen wir vor dem Eingang.

Rätsel.

Nicht schmeichelhaft das Wort mir scheint — Wenn's auch so bös nicht ist gemeint — Nimmst du dem Wort ein Zeichen fort, — Wird ihm die Küche Heimatsort.
Käthe Frehse-Berlin.

Mit C eine Stadt im Heideland, — Mit Z so wird der Kerker genannt, — Mit K findst du's in Maurerhand, — Mit W bespült's den Heimatstrand, — Ohn' Kopf, so mißt man Stoff und Band. Helene Spatt-Berlin.

Mk. 23,22 von einem Kinderbazar zur Tilgung der Missionsschuld. Dankend erhalten Missionsverwaltung.

Sammelstelle für Stanniol.

Br. E. Wiemer, Reiseprediger in Neudietendorf.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 10. Oktober 1905. 6. Jahrgang.

Aus dem Leben des Missionars

James Dingemans

geb. 1865 in Holland, heimgegangen 1904 auf dem Meere.

1. Elternhaus und Ausbildung.

Was muß das für ein liebenswürdiger Mann gewesen sein, der ein so freundliches Gesicht hat! So werdet ihr denken, wenn ihr das Bild unsers Bruders Dingemans anschaut. Und ihr habt recht geraten. Unser Bruder hatte viele Freunde nicht nur in seiner Heimat, sondern auch vor allem unter den schwarzen und braunen Menschenkindern dort drüben in Suriname, wo er zehn Jahre lang als Missionar der Brüdergemeine gearbeitet hat. Möchtet ihr nicht gern aus dem Leben eines solchen liebenswürdigen Menschen Näheres hören?

Geboren wurde Br. James Dingemans im Jahre 1865 in Zutphen in Holland. Sein Vater gehörte zur reformierten Kirche und war Lehrer der neueren Sprachen. Seine Mutter stammte aus Irland und war die Tochter eines früheren westindischen Missionars der Brüdergemeine James Titterington, der damals in der Brüdergemeine Kilwarlin lebte. Ein Missionskind also war sie und durch und durch beseelt von der kindlichen Ehrfurcht gegen unsern Heiland, wie sie im Hause eines Missionars zu finden ist. Ihr sehnlichster Wunsch war, daß einer oder mehrere ihrer Söhne dem Herrn daheim oder auf der Mission dienen dürften. In James wurde ihr dieses Gebet erfüllt.

Erzogen wurde James in der öffentlichen Schule, in der sein Vater angestellt war. Er studierte besonders die neuen Sprachen, in dem Gedanken, vielleicht einmal in die Fußtapfen seines Vaters zu treten. Da in holländischen Schulen kein Religionsunterricht gehalten wird, war es dem Einfluß der Mutter vorbehalten, den Knaben in der Furcht Gottes und in der Liebe zum Heiland Jesus Christus zu unterweisen. Mit 19 Jahren verließ der Jüngling die Schule; und da sein Vater von dem Recht Gebrauch machte, anstelle seines Sohnes einen Stellvertreter unter die Soldaten zu schicken, so brauchte James nicht zu dienen, sondern konnte zur Vervollkommnung seiner englischen Sprachkenntnisse 1884 nach England übersiedeln. Kurze Zeit war er Lehrer an einer Knabenschule in Tavistock in Devonshire, dann trat er in die Knabenerziehungsanstalt der Brüdergemeine in Fulneck ein, wo es ihm gut gefallen haben muß, denn er blieb dort acht volle Jahre.

In jenen Jahren besuchte ein in England wohlbekannter Missionar Arrowsmith die Anstalt und hielt Vorträge an die Knaben. Mit großem Ernst schilderte er die Not der Heiden und die Pflicht, ihnen Gottes Wort zu bringen; und das machte tiefen Eindruck auf Bruder Dingemans. Obgleich er seit langer Zeit ein Kind Gottes war und ein fester christlicher Charakter, so trat doch jetzt durch jenen Besuch ein

direkter Ruf des Herrn zum Dienst in seinem Reich an ihn heran, nie wie zuvor. Zunächst dachte er daran, nach Südafrika zu gehen, wofür seine Kenntnisse des Holländischen und Englischen sprachen. Nachdem er aber einen kurzen Kursus in dem Livingstone College in London durchgemacht und sich dadurch allerhand ärztliche Kenntnisse angeeignet hatte, erhielt er ungesucht eine Berufung von der Direktion der Brüdermission, in die Surinamer Mission einzutreten und zwar in die Leitung der Station Nickerie, die den Mittelpunkt des Grenzdistrikts zwischen dem holländischen Suriname und dem englischen Guiana bildet, wo daher die Kenntnis beider Sprachen, der holländischen wie der englischen, nicht minder erwünscht ist, wie in Südafrika.

2. Der Missionsdienst in Suriname.

Nach seiner Verheiratung mit Schw. Anna Dethering aus Zeist verließ unser Bruder im Oktober 1894 Europa und hielt Einzug in Paramaribo, der surinameschen Hauptstadt. Dort hatte er 5/4 Jahre hindurch erst die Landessprache, das Negerenglische, zu erlernen und sich mit dem Missionswerk bekannt zu machen, um dann im Februar 1896 nach Nickerie übersiedeln zu können. Die dortigen Leute schauten schon lange sehnsüchtig nach dem neuen Missionar aus und empfingen ihn mit so großer Wärme und Herzlichkeit, daß er sich mit seiner Gattin in ihrer Mitte bald wie zu Hause fühlte.



Br. J. Dingemans, Missionar von Neu-Nickerie.

Arbeit gab es in Fülle, besonders zu Festzeiten war es fast zu viel für die Kraft eines Missionars. Zu Weihnachten z. B. galt es zwölf Gottesdienste innerhalb einer Woche zu halten. Bald wurde auch klar, daß eine Tagesschule durchaus nötig sei, denn die Kinder mußten die katholische Schule besuchen und wurden dann häufig katholisch getauft; und so kam es in der Tat zur Erbauung einer evangelischen Schule, die sich als ein großer Segen für die Kinder erwies. Br. Dingemans ließ sich die Leitung derselben sehr angelegen sein.

Da kam die Zeit, daß auch eine neue Kirche nötig wurde; und diese nahm nun die Kraft unsers Bruders voll in Anspruch. Das bis dahin benutzte Gotteshaus war schadhaft geworden und reichte längst nicht mehr aus, daher ging es an den Bau einer neuen Kirche. (Ach wer hätte es gedacht, daß die Überwachung des Kirchbaus Bruder Dingemans letzte Arbeit auf der Mission sein sollte!) Tag und Nacht beschäftigte ihn der Bau, er rieb sich geradezu auf, und seine Kraft verzehrte sich. Wie schmuck sieht aber auch das Gotteshaus aus! Das Bild zeigt die Kirche mit ihrem hoch aufstrebenden, schlanken Turm inmitten der Palmen, dicht am Fluß gelegen; 70 Fuß lang, 36 Fuß breit und 18 Fuß hoch ist sie weithin sichtbar und ruft nun in die ferne Heidenwelt hinaus: Kommt zu Jesu!

Ach wenn nur alle diesem Rufe willig folgten! Br. Dingemans hat manche Sorge und manchen Kummer gehabt, wenn er an die Gleichgiltigkeit und an den Abfall so manches Christen dachte. Er überwog aber die herzliche Freude über all die Seelen, die er in die Hürden der Schafe Jesu sammeln durfte. Mit welchem Ernst und welcher Eindringlichkeit pries er den Heiden und Christen die Gnade Gottes und des Heilandes an; in einfachen Worten, aber mit dem kindlichen Vertrauen, daß der Herr sein Zeugnis segnen werde! Und das ist reichlich in Erfüllung gegangen. Wie freuten sich alle die Neger, die Kulis, die Arbeiter aus Ostindien und Java, die Kautschuk-Händler, die englisch redenden Grenzbewohner, wenn sie eine Predigt in Nickerie hören konnten! Besonders die Engländer. Englische, holländische und negerenglische Gottesdienste wurden allwöchentlich gehalten. Kein Wunder, daß die alte Kirche für diesen Zudrang von Menschen zu klein wurde. Da aber keine Mittel zur Hand waren, mußte Br. Dingemans auch Geld sammeln, wo er konnte. Wie freute er sich, als am Einweihungstag, den 13. September 1903, von den 18000 Gulden, die der Bau gekostet hatte, nur noch 5000 zu decken waren! Die Gemeine hatte mit immer erneuten Kollekten ihr Möglichstes getan, Missionsfreunde hatten sie unterstützt, und Schwester Dingemans hatte durch Verkauf von Handarbeiten, die sie mit ihren Nähschülerinnen angefertigt hatte, mit geholfen. So waren

diese Tausende von Gulden schließlich zusammengekommen.

3. Die Einweihung der neuen Kirche in Nickerie.

Sonnabend, den 12. September, wurden die letzten Vorbereitungen zur Feier getroffen. Die neuen Lampen wurden zur Probe angezündet, der Predigttisch vor der Kanzel mit einem weißen Tuch behangen und mit grünen Zweigen und Blumen geziert; vor den Kirchtüren wurden mächtige Blattpflanzen in Töpfen hingestellt und die beiden Haupttüren an der West- und Ostseite mit großen Palmzweigen bekränzt. — Am Sonntag, den 13., ertönte früh um 6 Uhr das alte Glöcklein im neuen Turm, um den Festtag anzukündigen; ihre Stimme ist dünn und schwach, und es war gut, daß bereits mit einer Sammlung für eine bessere Glocke der Anfang gemacht worden war. Von nah und fern, aus ganz Nickerie, von Waterloo und den anderen Plantagen bis weit hinauf zu den Kostgründen des oberen Nickerieflusses strömten die Leute zur Einweihung herbei; es mochten wohl 1400 Menschen sein. Die meisten haben sich zu diesem Tag mit einem neuen Festkleid geschmückt. Die Luft ist leider etwas schwül, und mancher Schweißtropfen fließt außerhalb und besonders innerhalb der bald dicht besetzten Kirche. Sehr viele haben draußen ihren Platz gefunden, doch verhalten sie sich musterhaft still. Um 9 Uhr beginnt die Feier, das Weihegebet hält Br. Dingemans, der Prediger der Gemeine, mit tiefer, innerer Bewegung, dann besteigt Br. Stähelin die Kanzel und spricht über Offenb. 21, 3. Er beglückwünscht die Gemeine zu ihrer so schönen, neuen Kirche und spricht im Namen der Missionare und Missionsfreunde den Wunsch aus, daß sie ein rechtes Gotteshaus werden möchte, ein Haus, in welchem Gott mit der Gemeine verkehrt, in welchem er wie in Bethel zu Jakob (Gen. 28) zu einem jeden spricht: Ich will dein Gott sein; ich will dich segnen. Wenn sie dann mehr und mehr seine Gemeine, sein Volk werden, dann werde er wahrlich ihr Gott sein und sie würden inne werden, welch eine Fülle von Gnade und Segen ihnen damit zuteil werden würde. — Nach der Predigt wurden nach schönem Chor- und Gemeingesang noch treffliche Ansprachen gehalten von Br. Dingemans, Br. Müller von Waterloo, dem Geistlichen der protest. Gemeine und den Versammlungshaltern. Nur eine Stimme war von Lob und Dank für all das Gute, das man gehört hatte. — Die Beamten Nickeries, die der Einladung Folge geleistet hatten, der Herr Distriktkommissarius und seine Frau, der Pastor, die Doktoren, der Leutnant der Garnison und andere, kamen dann in die Missionarswohnung, um sich etwas zu erfrischen. — Den Schluß der Feier bildete ein Abendgottesdienst von 7—$1/2$9 Uhr, in dem zum erstenmal alle Lampen angezündet wurden. Auch diese Versammlung war sehr gut besucht. Bruder Dingemans hielt den vielen englischen Zuhörern zu lieb eine englische Ansprache, und Br. Müller führte der Gemeine ihre Entwickelungsgeschichte vor: In der nun schon längst von der See verschlungenen Stadt Neu-Rotterdam beginnend, hat sich die Arbeit in der neuen Niederlassung Neu-Nickerie fortgesetzt und bedeutend vermehrt, so daß dieser neue, geräumige Kirchbau zur Notwendigkeit geworden ist. Wieder wurde vom Chor und von der Gemeine viel gesungen. Voll Lob und Dank wurde der schöne Festtag beschlossen, der vielen noch lange in lieblichster und in gesegneter Erinnerung geblieben ist. Die Kollekten betrugen beinahe 250 Gulden.



Neue Kirche und neues Missionshaus in Nickerie.
Eine Straße in Nickerie. Blick vom neuen Missionshaus über den Nickerie-Fluß.

4. Abschied vom Arbeitsfeld.

Bruder Dingemans hatte sich überanstrengt bei der Arbeit des Kirchbaus, er bedurfte dringend einer

Erholung in Europa. Aus Liebe zu seiner Gemeine wollte er die Reise aber nicht eher antreten, als bis die ganze Schuld, die auf dem Gotteshaus lastete, abgezahlt sein würde. Es kam aber anders. Seine Schwäche, sein Nervenleiden, nahm derart zu, daß der Arzt ihn bald zur Reise zwang. Anfang April des Jahres 1904 machte er sich denn schweren Herzens auf den Weg.

Am Freitag vor Palmarum bestieg er mit seiner Gattin und zwei Kindern den Küstendampfer „Paramaribo" und fuhr zunächst zur Hauptstadt. Ach aber, jetzt ging das Elend an! Auf unerklärliche Weise war der Kapitän nicht davon in Kenntnis gesetzt worden, daß in Damarara, wo er kurz vorher angehalten hatte, die Pocken ausgebrochen waren; sonst hätte er keine neuen Fahrgäste aufgenommen. Er hörte das erst in Paramaribo; und da war es nun verständlich, daß allen Leuten auf dem Schiff das Landen verboten wurde, damit die Krankheit nicht in die Stadt geschleppt würde. Ja das war schon für die Gesunden lästig, viel schwerer aber für die Kranken, besonders für unsern immer schwerer leidenden Bruder Dingemans. Was hatte das für Folgen! Frische Milch sollte er trinken. Es gab aber keine auf dem Schiff. Mit Mühe erbat man sich Milch von einem Missionar in der Stadt; als diese aber ankam und gebraucht werden sollte, war sie in der Hitze schon ungenießbar geworden. Ein Arzt durfte nicht aus der Stadt aufs Schiff kommen. Schließlich kam er in die Nähe und gab dem Kranken einige Ratschläge; viel helfen konnte er aber auch nicht. Dann folgte eine neue Leidenszeit. Das Schiff mußte an der Mündung des Surinamestromes einige Tage in „Quarantäne liegen" d. h. die Gesundheit der Fahrgäste mußte geprüft werden, damit niemand die Pocken auf das große, nach Europa fahrende Schiff hinübernehme, sie selbst auf der Reise bekäme oder andere ansteckte.

Endlich am Abend des ersten Ostertages durfte man auf den Ozeandampfer umsteigen. Nur mit Hilfe anderer konnte Br. Dingemans die Schiffstreppe erklimmen. Auch noch etwas essen konnte er, dann suchte er, wie alle Reisenden, die Kabine, das kleine Schlafgemach auf dem Schiffe, auf. So fuhr man in die offene See hinaus.

Von den schmerzlichen Ereignissen der nächsten Tage, die für Br. Dingemans die letzten hienieden sein sollten, hören wir das nächste Mal.

Wanderung durch die Straßen in Kapstadt.

Wenn ich in eine neue Stadt komme, dann gehe ich am liebsten mitten auf der Straße, denn da kann man sich am besten nach allen Seiten umschauen. Man muß sich nur vor den Wagen in acht nehmen, die dort fahren. Die Droschken haben in Kapstadt nicht vier Räder wie in Deutschland, sondern nur zwei, und der Kutscher sitzt nicht vorne auf dem Bock, sondern hinten, oben auf dem Dach des Wagens. Jeder Wagen hat einen Namen. Einer heißt „Maiblume" und ein andrer „Rote Rose", einer heißt „Gute Hoffnung", ein anderer „Britischer Löwe" und noch ein anderer „Try me", d. h. „Versuch es doch einmal, mit mir zu fahren!" Der Kutscher winkt uns auch eifrig, wir sollen bei ihm einsteigen. Nein, danke, wir gehen lieber zu Fuß. Platz da! Ein Eisenbahnzug kommt angefahren, mitten auf der Straße und ohne Schienen. Die Lokomotive pustet gewaltig, sie muß ja auch eine ganze Reihe von Wagen ziehen, die mit Sand und Steinen beladen sind. Darum kommt sie nur langsam vorwärts, und wir können rechtzeitig ausbiegen. Für das Straßenpflaster sind diese Lokomotiven sehr nützlich. Die Straßen sind hier nämlich nicht richtig gepflastert, sondern sehen aus wie bei uns die Chausseen. Wenn nun die Lokomotive mit ihren schweren breiten Rädern darüber geht, dann tritt sie alle losen Steinchen fest. Manchmal sind die Straßen auch sehr holperig und schmutzig, dann muß man im Rinnstein gehen, da ist es noch am trockensten.

Brennt aber die Sonne sehr heiß, dann gehe ich doch lieber dicht an den Häusern auf dem Trottoir. Über demselben ist meist ein Dach, sodaß man Schatten hat. Das Dach ruht auf Säulen, und die Leute, die eine Treppe hoch wohnen, haben einen schönen Balkon darauf. Die Häuser sind nicht sehr hoch. Nur in der Adderleystraße stehen einige große Gebäude.

(Fortsetzung folgt.)

Homonym.

(Ein Wort mit verschiedener Bedeutung.)

Von Berg und See aufs Lieblichste umgeben
Lad' ich den Reisenden zum Rasten ein;
Ich biete ihm Logis, und auch daneben
Gelegenheit zu Alpenstreiferei'n.
Ist er des Streifens müde dann,
So trag' ich ihn davon pfeilschnell auf eb'ner Bahn.
Nur hüte dich in Hausflur, Trepp' und Kammer
Wenn als Eindringling ich beläst'ge dich:
Gar oft bracht Krankheit ich in's Haus und Jammer.
Die Schwalben folgen mir, und bilden mich.
Wie ist's mit dir, o Seele dann?
Folgst mir auch freudig du,
Wenn's heißet: „Himmelan!"? — E. Th. Dahl.

Mk. 2.60 für die Mission von Herrn Wilhelm Wetzig, Taundorf (Mulde). Dankend erhalten — Missionsverwaltung.

Weitere Sammelstellen für Stanniol.

Kleinwelka: Br. L. Kästner.
Bern, Schweiz: Frl. Maria Lanterburg, Seftigenstr. 6.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 11. November 1905. 6. Jahrgang.

Ein Grab im Ozean.

Wir haben vom Leben und von der Arbeit des tüchtigen Surinamer Missionars Br. J. Dingemans gehört. Todkrank mußte er sein geliebtes Arbeitsfeld verlassen; mühsam schleppte er sich in die enge Kabine des Ozeanfahrers, der am Abend des ersten Osterfeiertages v. J. die Heimreise antrat. Es sollte dies seine letzte irdische Heimstätte sein; die heimatliche Erde konnte er nicht mehr betreten, geschweige in ihr zur letzten Ruhe gebettet werden. Die Wogen des großen Wassers nahmen ihn bald auf. Gott sei dank, daß wir wissen, daß auch das Meer seine Toten wiedergeben wird und daß es nichts ausmacht, wo und wie wir sterben; wenn wir nur des Heilands Eigentum sind, dann sind wir auch im Tode in ihm sicher geborgen.

Von Br. Dingemans Heimgang und Begräbnis erzählt der mitreisende Missionar Br. Heller: „Ernst, das kleine Söhnchen der Missions-Geschwister Müller, das zur Erziehung nach Europa gebracht wurde, lag mit mir in einer Kabine; in der fremden Umgebung trat ihm das Bild seiner lieben Eltern und des kleinen Schwesterchen vor die Seele, und einige Tränen flossen. „Ich kann beten," sagte er endlich, worauf ich erwiderte: „O das ist gut, dann haben wir gewonnen." Darauf schlief er ein. Eine unliebsame Nacht folgte. Zu dem Geräusch der Maschinen gesellte sich das Stöhnen der Seekranken und das Geschrei von kleinen Kindern. Ein neuer Tag brach an, aber jedes blieb in seiner Kajüte, und Ernst bat feuchten Auges, nicht allein gelassen zu werden. So hielt ich bei ihm aus, tröstete und belehrte ihn, daß Seekrankheit eigentlich keine Krankheit sei, sondern etwas, was den Menschen gesund mache, was zu begreifen er sich Mühe gab. Am Dienstag, den 5. April, stand ich indes auf. Ich ging zunächst zu Br. Dingemans, der in einer Kabine allein lag. Diese Besuche wiederholte ich dann regelmäßig, reichte ihm seine Milch, kühlte ihm den heißen Kopf. Mit einem Händedruck lohnte er jedesmal diesen kleinen Dienst. Seine Frau besuchte ihn natürlich auch, soweit es ihre Kraft und Zeit erlaubte. Auch Br. Voland kam, worüber er sich sehr freute. So vergingen weitere zwei Tage, und wir hatten Hoffnung, ihn bald aufstehen zu sehen, wenn nur erst die Seekrankheit, die ihn sehr schwächte, gewichen sein würde. Er ließ sich sogar am Mittwoch Nachmittag für eine Stunde auf das Deck bringen. Donnerstag, den 7., trat ich vor 5 Uhr bei ihm ein und fand ihn bereits wach. Ein erfrischender Trunk tat ihm besonders wohl. Allgemein war später die Freude, daß er sogar noch aß, was seine Frau ihm vorsetzte. Er erklärte auch, daß er von jetzt an, statt der Milch, die er doch einmal nicht vertrüge, festere Speisen versuchen wolle. Wir hielten das alles für ein gutes Zeichen. Ich wunderte mich daher, daß ein Schiffsbeamter zu mir kam und sagte, es wäre jetzt nötig, daß bei Herrn Dingemans nachts gewacht würde,

er aber hätte dazu keine Leute. Wahrscheinlich hatte der Schiffsarzt mit ihm gesprochen. Br. Voland und ich waren gern bereit, die Nachtwachen zu übernehmen. Das geschah am 4. Tag unserer Reise. Eine bunte Gesellschaft saß recht seekrank halb wachend, halb träumend auf Deck. Als ich einmal aufblickte, sah ich eine Dame im Gespräch mit meiner Frau. Man winkte mir, und meine Frau flüsterte mir zu: „Br. Dingemans ist heim!“ Es war mir unfaßlich, ich eilte hinunter und warf einen Blick hinter den Vorhang. Da mußte ich es glauben. In den Armen seiner Frau und des Arztes war der Leidende sanft hinübergeschlummert. Ihm war wohl, aber uns wollte das Herz brechen. Die Uhr zeigte $^1/_2$12. Dann sagte mir der Kapitän leise, es dürfe keine Aufregung unter den Passagieren entstehen, heute abend 8 Uhr müsse das Begräbnis stattfinden, er könne dasselbe aber nicht halten, daher möchte ich es tun. Wenn ich wollte, könnte ich deutsch sprechen, was fast alle verstünden. Bis 4 Uhr blieb Schw. Dingemans bei der teuren Leiche, dann wurde diese weggetragen, um eingesargt zu werden.

Vor dem, was noch bevorstand, war uns sehr bange. Die Sonne war untergegangen und die Kinder schliefen bereits, als zur bestimmten Stunde die Maschine still stand und eine ungewohnte Ruhe eintrat. Der Kapitän kam, um Schw. Dingemans auf das Mitteldeck zu geleiten. Der einfache Sarg war mit der holländischen Flagge bedeckt. Um ihn her standen die Passagiere und ein Teil der Bemannung, etwa 30—40 Personen. Düster brannten einige Lampen, so daß man die Umstehenden kaum erkennen konnte. Der Wind strich stark über das Deck, und dunkle Wellen bespülten den Rumpf des Schiffes. Ich mußte meine Stimme erheben, wenn mich die Versammlung verstehen sollte. Ich berichtete, daß der Entschlafene vor zehn Jahren, von besonderer Liebe zum Dienst an seinen Mitmenschen getrieben, nach Suriname gekommen und daß seine Arbeit mit sichtlichem Segen gekrönt gewesen sei; ich redete vom Wachstum seiner Gemeine in Neu-Nickerie und von dem Bau und der Einweihung der neuen Kirche; die Arbeit am Bau habe aber seine Kräfte überstiegen, so daß er, als das Gotteshaus fertig war, zusammenbrach. Als ein rechter Streiter Christi hätte er sein Leben nicht geliebt bis in den Tod; seine Gemeine werde ihm das nie vergessen, die Trauer um ihren geliebten Hirten werde groß sein. Trösten könne hier nur der, der gesprochen hat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, wird leben, ob er gleich stürbe.“ Derselbe werde der weinenden Gattin tagtäglich beistehen und ihr die Hoffnung erhalten, daß dieser traurige Tag nicht der letzte sei, sondern daß ein Tag käme, wo auch das Meer seine Toten wiedergeben werde, wo kein Leid und Schmerz, sondern Freude sein werde die Fülle. Nach dem alttestamentlichen Segen rief ich unserm teuren Bruder noch nach: Gehab dich in der Heimat gut, wir, die noch draußen wallen, erwarten mit gebeugtem Mut bis wir ihm auch gefallen!

Nun wurde ein Stück der Schiffsbrüstung ausgehoben und der Sarg auf ein schräges Brett gelegt. „In Gottes Namen“, sprach der Bootsmann; ein Ruck, und der Sarg glitt hinab in die Arme des wogenden Meeres.

Tief ergriffen und voll Teilnahme reichte man Schw. Dingemans die Hand und führte sie hinab zu ihren Kindern. An diesem Abend blieb es still an Bord. Ein Tag, den ich zu den schwersten meines Lebens zähle, lag hinter mir. Das Bild, wie ein Sarg von einem hohen Schiffsdeck in die Fluten stürzt, verfolgte mich bis in die Träume des Nachts. Nur zu gut wußte ich, daß Suriname einen seiner besten Missionare verloren hatte. Die 3 Kinder von 8, 6 und 3 Jahren werden erst später recht fühlen, was ihnen genommen wurde.“

So war ein Missionar seiner Arbeit jäh entrissen und in die ewige Ruhe heimgeholt; ein Bruder, um den nicht nur Frau und Kinder, sondern eine große, treue Negerschar und viele Mitarbeiter trauerten. Gedenken wir unsrer Missionare und beten wir auch für ihre Kraft und Gesundheit!

Wanderung durch die Straßen von Kapstadt.

(Schluß.)

Die Kirchen in der Kapstadt sind nur klein, aber dafür gibt es auch desto mehr, überall findet man sie. In der Adderleystraße gibt es auch viele schöne Läden. Dort kann man alles kaufen. Auf vielen Sachen steht ein Stempel mit den Worten: Made in Germany, d. h. diese Sachen kommen aus Deutschland. Dann kaufen die Leute sie besonders gern, denn sie denken, sie werden gut sein. Aus Australien kommen die gefrorenen Hammel. Zu Tausenden werden sie dort geschlachtet und in die Schiffe gepackt. Damit das Fleisch auf der langen Reise nicht schlecht wird, wird mit einer Maschine in dem ganzen Schiff eine Eiseskälte hervorgebracht. Dann kommen die Hammel frisch und schön in Kapstadt an und werden gerne gegessen. Am liebsten schaue ich aber in die Fruchtläden hinein. Ach Kinder, was gibt es da nicht alles! Äpfel und Birnen, Orangen und Pfirsiche, Bananen, Melonen und Weintrauben, so süß und saftig! Hier ist ja nicht Frühling, wenn auch die Veilchen blühn, hier ist Herbst, und bald ist der Winter da.

Dort kommt eine Elektrische an. Schnell hinein und gleich eine Treppe hoch, denn die Wagen der Straßenbahn sind hier zweistöckig. Von oben kann man sich die Menschen so bequem anschauen. Das wimmelt auf den Straßen von Großen und Kleinen, Weißen, Schwarzen, Braunen, Gelben. Ein par Soldaten kommen angeschlendert. Sie tragen eine graugrüne Uniform, manche haben auch rote Jacken an. Einen Säbel haben sie im Frieden nicht um,

dafür schwenken sie ein zierliches Spazierstöckchen in der Hand. Seht die drei braunen Zeitungsjungen dort! Sie drängen sich um einen feinen Herrn, mit einem Cylinderhut herum, und jeder will den Penny (den Groschen) verdienen, den die Zeitung kostet. Sie ist beinahe so groß wie ein Tischtuch und ist auf rosa Papier gedruckt, aber man darf doch nicht alles glauben, was darin steht. Was sind das aber für braune Männer dort? Sie haben alle eine rote Kappe auf dem Kopf, und manche von ihnen tragen einen langen, arabischen Mantel? Es sind Malaien, die von den hinterindischen Inseln eingewandert sind; sie sind Muhammedaner und haben mehr als eine Moschee in der Kapstadt. Auch Chinesen und Japaner gibt es hier, und ein Inder hat mir neulich meine Schuhe besohlt. Dort an der Hausecke hocken einige schwarze Gesellen, richtige Kaffern, die bei der Eisenbahn oder beim Straßenbahnbau arbeiten. Die meisten braunen Leute aber sind Nachkommen der alten Hottentotten, die hier im Lande wohnten, ehe



Abfahrt auf die Plantage; die Missionare an Bord.

die Weißen kamen. Ihre eigene Sprache haben sie vergessen und dafür die Sprache ihrer früheren Herren, der Holländer, angenommen. Sie sind auch fast alle Christen geworden.

Jetzt regieren die Engländer in Südafrika. Die meisten Weißen, die man hier sieht, sind Engländer. Es gibt aber auch viele Deutsche in der Kapstadt, und sie haben eine schöne Kirche mit einem hohen Turm. An dieser Kirche fuhren wir vorbei mit unserer Elektrischen, immer den Berg hinauf bis zu einem niedlichen Häuschen. Das liegt in einem schönen Garten. Der Mann, dem es gehört, ist ein Deutscher. Er ist unser Freund und hat uns in seinem Hause liebreich aufgenommen. Wenn ich jetzt aus dem Fenster blicke, so sehe ich gerade auf den gewaltigen, breiten, steil abfallenden Tafelberg mit seinen beiden spitzen Nachbarn, dem Teufelsberg und dem Löwenkopf. Zu ihren Füßen breitet sich die Kapstadt aus bis an die blaue Tafelbai mit dem Hafen und den vielen Schiffen.

Tr.

Besuche in St. Domingo.



Das Haus, in dem der erste Gottesdienst der Brüder in St. Domingo stattfand.

Auf einer 10. westindischen Insel ist die Brüdermission in diesem Jahre in die Arbeit getreten. In Sankt Domingo. Ja wo liegt denn Sankt Domingo? Nimmst du deinen Atlas zur Hand und hast auf der Karte von Westindien Sankt Thomas und die anderen dänischen Inseln gefunden, so brauchst du nur ein wenig nach links zu sehen, und dein Auge fällt auf die große Insel Haiti, und du wirst ebenfalls bald gewahr, daß auf der linken Seite derselben steht Republik Haiti, auf der rechten dagegen „Republik St. Domingo“. Da haben wir es. Es sind dies zwei Negerstaaten, in denen man bis vor kurzem seines Lebens nicht recht sicher war, denn es folgte



Eine Straße in Macoris.

ein Aufstand auf den anderen. Jetzt aber hat das aufgehört. Ja die Regierung hat jetzt freundschaftliche Beziehungen zu den Vereinigten Staaten angeknüpft und viel zur Hebung des Wohlstandes der Insel getan. Zuckerplantagen sind angelegt worden, und die Arbeit auf ihnen wird gut bezahlt. Besonders in der Stadt Macoris und seiner Umgebung ist ein arbeitsames Leben erwacht. Kein Wunder daher, daß in den letzten Jahren von den kleineren Inseln, auf denen der Verdienst vielfach zurückgeht, ganze Scharen von Negern nach St. Domingo ausgewandert sind, um dort mehr Geld zu verdienen und sich und die Ihrigen leichter ernähren zu können. Unter diesen Auswanderern sind nun auch viele, die von den Brüdermissionsstationen auf den kleineren Inseln kamen. Ihre Zahl geht in die Hunderte. Unsere Missionare fühlten daher schon längst die Verpflichtung, diesen ihren Kirchkindern nachzugehen und sie mit dem Worte Gottes zu bedienen. Zu dem Zweck haben im Februar und Juli d. J. je zwei Brüder in Macoris und auf den umliegenden Plantagen besucht und dort Gottesdienste, Trauungen und Taufen

gehalten, und die Leute haben sie mit großer Freude aufgenommen. — Unsere Bilder machen uns ein wenig mit der Gegend bekannt, in denen unsere Missionare besuchten. Sie zeigen das Haus in Macoris, in dem die erste Predigt gehalten wurde, das Schiff, mit dem die Brüder von der Stadt auf die Plantagen fuhren, und lassen einen Blick tun in eine Straße und in den öffentlichen Park hinein, an dessen Eingang die große Statue des Columbus, des Entdeckers von Amerika, steht.

Hoffen wir, daß die Absicht, auf St. Domingo eine neue Arbeit eröffnen und zu dem Zweck einen Prediger anstellen sowie Kirche und Wohnhaus errichten zu können, baldmöglichst in Erfüllung geht. Und gedenken wir fürbittend der Missionare, die jene Heiden-Christen zu sammeln suchen!

Zwei Grüße aus Australien.

Auch nach Australien hinüber schwimmt unser Blatt „Aus Nord und Süd“ allmonatlich. Wir haben da einen guten Freund, unsern Bruder Karl Maier, der früher mit seiner Frau in unserem Aussätzigenasyl in Jerusalem tätig war, jetzt aber in Tootool auf dem australischen Festland seßhaft geworden ist und manche unserer Missionsschriften schon verbreitet hat. Es ist uns eine Freude, einen Gruß von ihm an alle gleichgesinnten Freunde der Mission zu bestellen und sie um gleich treue Arbeit im Interesse unseres Blattes zu bitten. In seinem letzten Briefe erzählt Br. Maier von schweren Zeiten der deutschen Farmer in Ausstralien. Ein entsetzliches Buschfeuer hatte einen ganzen Teil des Landes verheert, der Schaden beläuft sich auf Millionen von Mark. In der Nähe von Tootool lief das Feuer 80 engl. Meilen, und 12 Personen kamen darin um. Die Weintrauben in den Gärten hingen wie gebraten am Stamm, und der Glutwind versengte weithin das mühsam Angepflanzte.

Und noch andere Freunde haben wir dort: unsere Geschwister Prediger Buck. Die haben uns kürzlich durch einen Bruder, der soeben in seine Heimat Gnadenfrei zurückgekehrt ist, ein Päckchen Stanniol geschickt, das ihre beiden Kinder gesammelt haben. Auch sie grüßen alle Freunde; und wir rufen ihnen einen gleich herzlichen Gruß und zugleich einen Dank über das große Wasser zu. Der Herr behüte und segne sie alle, die in weiter Ferne und auch in der Nähe unserer Mission gedenken, Eltern und Kinder!



Statue des Columbus in St. Domingo.

Rätsel der Wanyamwesi in Deutsch-Ostafrika.

Von Br. E. Dahl.

In welcher kleinen Wasserstelle sind Kieselsteine die Hülle und Fülle? — Im Munde (die Zähne). Was kann nie zusammenkommen? — Leib und Rücken. Was schlüpft auf den Berg durch den schmalsten Schlitz? — Die braune listige Wanderameise. Welche Herde besteht nur aus schwarzen Tieren? — Die schwarzen Ameisen, die Feuer-Termiten. Was poltert über den Weg und was huscht über den Weg? — Die Hyäne und die kleine Gazelle. Was frißt ohne Zähne das Gras völlig ab? — Der Fuß.

Wo gibt es nur lange Speere? — Im Gewitterregen. Welche Löwen überleben uns alle? — Unsre Hütten. Wer setzt sich vor den König auf seinen Sessel? — Die Fliege.

Was stirbt, um dennoch geschmückten Hauptes wiederzukommen? — Der Mais.

Nenne mir den Riesenkochtopf mit riesigem Deckel? — Himmel und Erde.

Welche kleine Arbeit hat nie Ruhe, wird nie ausgesetzt? — Das Atmen.

Rätsel.

Welch' unermeßlich weites Feld
Ist das, was ich beherrsch, als Geld
In allen kultivierten Staaten!
Was wüßte man von wicht'gen Taten,
Von Fortschritt, Wissenschaft und Kunst,
Wenn man nicht ehrte meine Gunst?
Von Ansehen bin ich verschieden,
Wie dies bei Stoffen ist hienieden;
Bald hell, bald dunkel, grob und fein.
Doch nützlich will ich immer sein:
Sei's geist'ges Streben zu erwecken,
Oder zu wirtschaftlichen Zwecken.
Oft gilt nach Hunderten mein Wert,
Doch ohne Zahl man mich auch ehrt,
Sowohl bei Schularbeit der Kinder
Als auch beim Handelsmann nicht minder.
Mit Briefeschreiben wär's vorbei,
Wenn ich nicht mehr vorhanden sei.

C. Th. Dahl.

Mk. 3.— gesammelt in der Sonntagsschule zu Guben durch Robert Noack.

Dankend erhalten **Missions-Verwaltung, Herrnhut.**

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 12. Dezember 1905. 6. Jahrgang.

Weihnachten in Ost und West.

Wie eigentümlich klingt die Weihnachtsbotschaft „Friede auf Erden" herab auf unsere arme Erde mit all ihrem Kampf und Streit, mit all ihrer Unruhe und all ihrer Traurigkeit, wie klingt sie hinein in unsre Tage mit ihrem Krieg und Kriegsgeschrei, mit ihren Aufruhrgelüsten unter den Völkern! Wo aber das liebe Weihnachtsfest mit seinem Lichterglanz und seiner frohen Kunde: „Friede auf Erden" recht verstanden wird, da kehrt in ein Christenhaus der wahre Friede als ein Himmelsbote ein, da verklärt er mit seinem beglückenden Schein die ärmste Hütte wie den glänzendsten Palast, und ein Strahl himmlischer Freude durchzieht selbst das düstre von Schmerz und Sorge niedergebeugte Herz. Da ruht dann alle Fehde, da ergibt man sich in kindlichem Vertrauen aufs neue in die Vaterhände seines Gottes und des Heilands, der uns zu erlösen in die Welt kam.

Ja, an den Aermsten und Unglücklichsten der Erde offenbart sich ganz besonders mächtig die beseligende Wirkung dieses herrlichsten aller Feste. Die armen Heiden in Afrika, Australien, Asien und Amerika empfinden eine überquellende Freude, wenn ihnen der Lichterbaum angezündet wird, unter dem auch für sie, wenn auch bescheidene, so doch hochwillkommene und Herz und Gemüt erfreuende Weihnachtsgaben ausgebreitet liegen; in Entzücken brechen sie aus, im Anblick des noch nie vorher geschauten Wunderbaumes und lernen es auch allmählich immer mehr verstehen, was er und alle Gaben uns abbilden sollen: Die Liebe Jesu, des Freundes der Sünder.

Unter den Aussätzigen in Jerusalem.

Ein Augenzeuge wohnte in den letzten Jahren einer Weihnachtsfeier in dem Aussätzigenhause der Brüdergemeine in Jerusalem bei. Da saßen die Armen an der Wand entlang, 14 an der Zahl. Es waren zum teil jämmerliche Gestalten, zum teil stattliche Männer, von denen man es kaum hätte glauben können, daß sie an dieser schrecklichen Krankheit litten, aber ihre Hände waren verkrüppelt, ihr Gesicht war kupferrot, und wenn sie sprachen, klang ihre Stimme ganz heiser. Einer von ihnen war verhüllt, der Aussatz hatte ihn so entstellt, daß man ihn nicht ansehen konnte. Still und in Erwartung der Gaben, die für sie bereit lagen, saßen sie da, und vor ihnen brannte ein Pinienbaum. Die Feier begann mit einem deutschen Gesang; darauf sagten die Aussätzigen auf Arabisch die Weihnachtsgeschichte und einige Liederverse her, fließend und ohne anzustoßen; und bei der nun folgenden Besprechung der Weihnachtsgeschichte kam die Antwort Schlag auf Schlag. Ein Aussätziger, der früher in dem Waisenhause des Vater Schneller gewesen, nun aber als Aussätziger hier aufgenommen worden war, sagte mit Freudigkeit das ganze Lied: „Gelobet seist Du, Jesus Christ", deutsch her. O, bei

einer solchen Weihnachtsfeier, da bekommt man einen tiefen Eindruck davon, was es heißt, daß wir einen Heiland haben, der auch für die Elendesten der Elenden geboren und für die Traurigsten der Traurigen lichte Ewigkeitsfreuden in die Welt gebracht hat.

Eine Weihnachtsfeier auf der Moskitoküste.

Die älteste und größte unsrer Missionsgemeinen an der Moskitoküste in Nikaragua heißt Bluefields. Besucher aus der deutschen Heimat würden sich in ihr mehr zu Hause fühlen als sie erwartet hätten; besonders in den Gottesdiensten. Erinnern wir uns in diesen Wochen besonders des Weihnachtsfestes. Wie wird es dort in der Christengemeine im Heidenland gefeiert? Wie allüberall ist die Weihnachtszeit auch dort eine Zeit der Freude und der geschäftigen Vorbereitungen auf den Weihnachtstag. Die Läden und Warenlager der Kaufleute sind auch dort angefüllt mit all den tausenderlei Sachen, die das Herz der Erwachsenen wie der Kinder zum Weihnachtsfest erfreuen. Und der Weihnachtstag wie der folgende Tag werden als öffentliche Feiertage im Lande beobachtet. Ob aber das Volk im großen ganzen an den denkt, in dessen Erinnerung wir feiern und der für sündige Menschen geboren ward, das ist eine andere Frage. Und doch, in unsrer Missionskirche in Bluefields, da finden wir in den Weihnachtsgottesdiensten eine dicht gedrängte Schar.



Weihnachtsfeier der Sonntagsschule in Bluefields (Moskito).

Die erste dieser Feiern findet am Christabend um ½6 Uhr statt, wenn es in den heißen Ländern schon anfängt, dunkel zu werden. Es ist die Christnacht, die dort ähnlich gefeiert wird, wie in deutschen und englischen Landen. Es wechseln Gesänge des Chors und der Gemeine, und dazwischen wird die Weihnachtsgeschichte und werden andere Bibelabschnitte gelesen. Den Chor leitet der aus Westindien stammende farbige Missionar Morris, und er leistet mit seinen Sängern nicht nur recht erfreuliches, sondern bewunderungswürdiges; hat er doch z. B. vor einigen Monaten einmal das ganze große Gesangwerk von Haydn, genannt „Die Schöpfung", mit seinem Chore vorgeführt und recht gut zu Gehör gebracht. An jedem größeren Kirchenfest und außerdem in manchen Sonntagsgottesdiensten erfreut dieser Chor mit seinen Leistungen, die solche andrer Chöre in der Heimat in den Schatten stellen könnten, die Gemeine. In der Christnacht singen sie mit besondrer Vorliebe das schöne Stück von Händel: „Uns ist ein Kind geboren." Nach dem Gottesdienst ziehen die Missionare sich in ihre Wohnungen zurück. Nach der schönen deutschen Sitte haben sie da einen Lichterbaum aufgestellt und singen deutsche und englische Weihnachtslieder und Arien mit ihrer Familie. Am ersten Weihnachtsfeiertag findet der erste Gottesdienst in aller Frühe statt, schon um 5 Uhr des Morgens; das ist den Leuten an diesem Tage keineswegs zu zeitig, nein, da strömen sie zusammen, und die Kirche ist bald gedrängt voll. Der Gottesdienst trägt wieder ein ähnliches Gepräge wie die Christnacht, Gesänge und Gebet folgen sich, es ist eine schöne evangelische Christmette. Die Festpredigt wird dann um ½12 Uhr gehalten; auch sie wird gut besucht.

Aber das große Ereignis am Weihnachtsfest ist die Weihnachtsfeier der Sonntagsschule um ½7 Uhr abends. In Scharen strömen die Kinder herbei, alle nett und sauber gekleidet, wenn irgend möglich in einem neuen Festgewand, die Mädchen in weiß, ja viele in crême. Oft geschieht es, daß das Kleid, wenn der Weihnachtstag schon angebrochen ist, noch nicht ganz fertig ist, und da gilt es, noch schnell Hand anzulegen; ist aber dann auch die letzte Naht vollendet und ist der Weihnachtsabend gekommen, dann sieht auch alles sehr schmuck und freundlich aus; ja es macht einen erhebenden Eindruck, wenn man diese etwa 450 Kinder in ihren weißen Kleidern, vielfach auch im neuen Hutschmuck mit freudestrahlenden Mienen Platz nehmen sieht und neben ihnen noch eine große Schar, ihre Eltern, ältere Brüder und Schwestern, von denen viele nur grade einen Stehplatz finden können. Unser Bild veranschaulicht die Feier: da steht der stattliche, riesige Christbaum in mehrfacher Mannesgröße, den man weither aus dem Walde geholt hat, mit allem möglichen bunten Behang und mit Schleifen und Bändern geschmückt und daneben der große Chor der Sonntagsschule. Und nun beginnt die Feier. Ein Chorstück eröffnet den Gesang, dann werden Lieder aufgesagt, und eine Ansprache wird gehalten, in der des Jesus-

kindes gedacht wird, dessen Ankunft in die Welt uns ja überhaupt diesen Tag zu feiern erlaubt und das darum auch im Mittelpunkt des Festes stehen muß. Am Schluß empfängt jedes Kind noch eine Düte mit Süßigkeiten, welche durch die nach der Feier veranstaltete Sammlung bezahlt werden. Diese Kollekten, welche die Zuhörer freiwillig geben, haben schon bis zu 100 Mark gebracht, womit dann die ganzen Ausgaben der Feier bestritten werden. Ein netter Gedanke war es auch, daß vor 5 Jahren die Sonntagsschüler und Lehrer ihrerseits dem Gefühl: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es auch" Ausdruck gaben und eine Sammlung zum Besten der Missionsschuld veranstalteten. Wo man nach den Weihnachtstagen hinhört, ist alt und jung noch lange voll vom Christbaum und den schönen Feiern und freut sich schon wieder auf das nächste Jahr.

Ach, wie sticht diese Festlichkeit ab von der Art und Weise, wie man außerhalb der Christengemeine in Bluefields Weihnachten feiert. Da ziehen die spanischen Musikbanden mit den Jamaikanern durch die Straßen und lassen sich auf ihren Instrumenten hören. Wer nur irgend mit den Spaniern befreundet ist, dem wird ein Stück geblasen; die Jamaikaner begleiten ihre Musik mit gellenden Ausrufen, die ganze Nacht hindurch ertönt der Lärm, auch wird geschossen. Auf Steinwurfweite von unserer Hauptkirche entfernt haben die Spanier Spieltische mitten in der Straße aufgestellt, und da wird in den Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr der Würfel geworfen und gespielt nach Herzenslust. Tag und Nacht hört man die Würfel aufschlagen. Männer, Weiber und Kinder spielen und trinken in einem fort; sogar während der Versammlungen in der Kirche hält der Lärm an, und die Gemeine muß sich manche Störung gefallen lassen. In allen andren Jahreszeiten verbietet das Gesetz solche Spiele, aber in der Weihnachtswoche, da soll sich das Volk einmal recht ausleben dürfen. Ja, wenn das nur harmlose Spiele wären, aber die Leute treiben es in vieler Hinsicht ärger wie die Heiden. Da wurde vor einigen Jahren durch Maueranschlag zu großen Volksbelustigungen eingeladen. Am Sonnabend, den 24. Dezember, sollte Parade, Radwettfahrt und Musikaufführung stattfinden, am Weihnachtstag Musik, Böllerschüsse, Fußballspiel, Feuerwerk und das rohe Spiel des Hahnenbegräbnisses. Bei diesem Spiel wird ein lebender Hahn so vergraben, daß nur der Kopf aus dem Boden hervorsieht; und ein Mann, dem die Augen verbunden sind, muß dann das Tier mit einem Buschmesser zu töten suchen. Wie entsetzlich häßlich, diese gegen alles menschliche Gefühl angehende Tierquälerei! Und für die nächsten Tage waren Ruderwettfahrten, Pferderennen, Fackelzüge, Sackhüpfen, und wer weiß was sonst noch für Spiele angekündigt. Zur Ehre unserer Christen muß gesagt werden, daß sie sich von diesen Veranstaltungen ganz fern hielten, ja manche Spiele konnten nicht stattfinden, weil sich zu wenig Eingeborene daran beteiligten. Hoffen wir, daß in diesem Jahre die Weihnachtsfeiern auf dieser wie auf allen unseren Moskitostationen einen ungestörten und gesegneten Verlauf nehmen und viele Heiden durch die Weihnachtsbotschaft zum Heiland geführt werden.



Die Kirche in Kitunda (Deutsch-Ostafrika) zur Weihnachtszeit.

Eine Kirche in Deutsch-Ostafrika zur Weihnachtszeit.

Das Bild läßt uns einen Blick in die Kirche unsrer Missionsstation Kitunda im schönen Kiwerelande tief im Innern Deutsch-Ostafrikas tun. Seht Euch nur schon das Haus an. Wie mühsam mag das sein, wenn ein Missionar, der doch kein gelernter Baumeister ist, daran gehen muß, ein solches Gebäude mitten im Heidenlande aufzuführen. Da gibt es keine Maurer und Zimmerleute, da gibt es auch nichts zu kaufen, weder Ziegeln, noch behauene Balken und geschnittene Bretter. Alles, alles muß der Europäer selbst machen, vom ersten Spatenstich und vom ersten Baumfällen bis zum Dachdecken und bis zur letzten Bank im Innern. Wie schwierig muß es vor allem sein, das Dach zu machen! Seht diese Menge von Dachsparren, diese Stämme,

die der Kreuz und Quer stehen und doch zusammen ein recht schön regelmäßiges Dachbild ergeben.

Und nun war es Weihnachten, als Br. Seibt das Innere der Kirche photographierte. Daher der schöne Schmuck. In der Mitte der Christbaum. Freilich eine deutsche Tanne oder Fichte kann es ja in den heißen Ländern nicht sein, aber ich meine, der Laubbaum — muzima nennt man ihn — macht einen nicht weniger festlichen, ja weihnachtlichen Eindruck, als unser Christbaum in der Heimat. Und könnten wir ihn in Wirklichkeit sehen, dann würden wir staunen über all die schönen Sachen, mit denen man auch einen solchen Weihnachtsbaum schmücken kann. Da hängen bunte Karten, anstatt der Tannzapfen Palmfrüchte, Papierketten, Engelhaar und noch vieles Schöne und im Glanz der Lichter Glitzernde. Rechts davon aber steht das Transparent, dessen drei Teile die Geburt des Heilandes, die Verkündigung der frohen Botschaft durch die Engel und den Zug der Weisen aus dem Morgenlande darstellen. Und links ist ein kleines „Bethlehem" aufgebaut. Da sieht man in der Mitte vor dem großen Palmblatt, das an der Wand in die Höhe ragt, den Stall zu Bethlehem und davor all die netten Figuren, die uns an das Jesuskind, an Maria und Josef wie an die Hirten auf dem Felde und die Weisen erinnern. Und an der Decke hängt der große Stern, einer der Herrnhuter Weihnachtssterne, wie sie in unsrer Missionsbuchhandlung angefertigt werden und die erleuchtet werden können. Kein Wunder, daß all der Schmuck und Putz auf die Eingeborenen jedesmal einen tiefen Eindruck macht. Wie man im letzten Jahre in Kitunda Weihnachten feierte, erzählten wir in der Aprilnummer. Möchte auch das diesjährige Fest eine gesegnete Wirkung haben. Gedenken wir unserer Missionare und Gemeinen grade in diesen Wochen, da in manchen Gegenden Ostafrikas Aufstände ausgebrochen sind, mit besonderer Fürbitte!

Herbstgedanken.

Aus dem jugendlichen Leserkreis.

Der rauhe Herbst kehrt wieder,
Das Laub entfällt dem Baum.
Vorbei sind Sang und Lieder,
Vorbei der Sommertraum.

Und kehrt der Herbst auch wieder,
Laß ihn nur nicht ins Herz.
Sing weiter deine Lieder,
Das lindert dir den Schmerz.

Wird auch der Schneesturm brausen
Bald über Wald und Feld,
Laß ihn im Herz nicht hausen,
So bleibt es wohlbestellt.

Gleich nicht dem dürren Laube,
Das bei dem Windstoß fällt;
Werd nicht dem Feind zum Raube,
Häng dich nicht an die Welt.

Wirst du nach Gott nur fragen,
So wird dir's wohlergehn;
So wirst nach diesen Tagen
Du fröhlich auferstehn.

El. Handrick.



Auflösungen der Rätsel.

In Nr. 1: Eisbahn. In Nr. 3: Hase, Base, Vase, Nase. In Nr. 4: Fuhrwerk, Uhrwerk. Kreuzer. In Nr. 5: Almanach. In Nr. 6: Hahn. In Nr. 8: Micha, Michal. In Nr. 9: Tropf, Topf. Celle, Zelle, Kelle, Welle, Elle. In Nr. 10: Zug. In Nr. 11: Papier.

Mk. 8.— von E. Heyl aus Wöllershof in Gnadau; Mk. 4.— von Käthe Braune aus Eggersdorf in Gnadau; aus der Mädchenschule der Brüdergemeine in Berlin: Klasse I Mk. 4.50, Klasse II—IV je Mk. 4, durch Br. H. Schneider.

Dankend empfangen **Missionsverwaltung.**

Die Leser unsers Missionsblattes seien heut wieder einmal herzlich gebeten, uns bei Verbreitung von „Aus Nord und Süd" zu helfen. Die Zeit der langen Abende, an denen wieder mehr gelesen wird, dürfte besonders geeignet sein. Probenummern zum Werben neuer Abnehmer liegen den meisten Sendungen bei und sind gern mehr zu haben von der

Missionsbuchhandlung in Herrnhut.

Wir machen auf die **Einbanddecken** für den ganzen Jahrgang „Aus Nord und Süd" aufmerksam, die für 25 Pf. das Stück zu beziehen sind von der

Missionsbuchhandlung in Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.